

# DER MÄDCHENHIRT



ROMAN VON EGON ERWIN KISCH

**Egon Erwin Kisch**  
**Der Mädchenhirt**  
Roman

---

Erich Reiß Verlag, Berlin, 1914

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Umschlag der Vorlage

## Erstes Kapitel

Ganz unvermutet, ganz plötzlich platzte das Manometer.

Bevor noch das Entsetzen mit seinem lähmenden Arm die Heizer zu berühren vermochte, barst der Kessel mit einem grauenhaften, die ganze Stadt erschreckenden Aufschrei.

Auf dem Verdeck an das Holzhäuschen gelehnt, in dem sich die Schiffskassa befand, hatte Engelbert Naak eben zu Karl Duschnitz etwas Belangloses gesagt, die beiden Worte ›Musikkapelle spielen‹ gesprochen, als die Detonation ertönte.

Im selben Augenblicke begann das Grausen die rasendste Orgie. Ein Knabe, die Botanisiertrommel umgehängt, wurde in schnurgerader Linie gegen ein Haus des Kais geschleudert, prallte vom Balken des ersten Stockwerkes ab und sauste als Leiche auf das Trottoir, um seinen verstümmelten Rumpf schlang sich schräg die grüne Schleife mit der Botanisierbüchse. Auf die Fahrbahn des Kais fiel der Kopf eines jungen Mannes, in dem man später Mathias Blecha erkannte. Marcel Bleyer, der wohl in unmittelbarer Nähe des schadhaften Kessels gestanden war, wurde in hundert Stücke gerissen. Die meisten Leute, darunter Robert von Dirnböck, den man

bald unter den zusammengebrochenen Trümmern des Dampfers ›*Caput regni*‹ als Leiche hervorzog, und Engelbert Naak, den man erst neun Tage nach der Katastrophe bei Melnik aus dem Flusse fischte, waren in das Wasser geschossen worden. Andere verbrühten sich an den glühenden Dämpfen, die grau und rot über die Bretter des Wracks züngelten. Anderen wurden die Rippen und Gliedmaßen gebrochen, als sie inmitten der dichten, atemberaubenden Rauchwolke, inmitten von Besinnungslosigkeit, Wehklagen, Hilferufen, Stöhnen, Wahnsinn und Schreien die schmale Steinstiege zu erklimmen versuchten, die vom Landungsplatz des Moldauniveaus zum Kai hinaufführt. Wieder andere — Fritz Fritz, der acht Tage später unter gräßlichen Fieberqualen starb, war unter diesen — wurden von den schwarzen Trümmern des Schiffskamins getroffen, die zunächst wie aus einem Krater in die Höhe des Kaigeländes emporgestoßen worden waren, oben als Papierschnitzel im Wirbelwind kreisten, und dann in einem verderbenbringenden Sprühregen auf das Wrack, die Landungsbrücke, den Anlegeplatz und in den Fluß, auf Passagiere und Schiffsbedienstete in den Qualm zurückfielen, Köpfe zerschmetternd, Gesichter von der Stirn zum Kinn aufreißend.

Karl Duschnitz war unter den Geretteten. Auch er war in langem Bogen aus dem Dampfer geschleudert worden, mitten in den Fluß. Neben der Stelle, an der er auftauchte,

schwamm ein zerbrochener Tisch des zertrümmerten Schiffes. An diesem hielt er sich mechanisch achtundzwanzig Minuten fest. Während dieser Zeit vergegenwärtigte er sich gar nicht, was geschehen war, die Worte ›Musikkapelle spielen‹, die Engelbert Naak zuletzt gesprochen hatte und wegen irgend eines Lärms nicht zu einem Satze vollenden konnte, klangen ihm in den Ohren, er wiederholte ›Musikkapelle spielen‹ und sah irgend eine blaugraue, dichte Wolke auf dem Wasser. Ganz apathisch hielt er sich an der Planke fest, an deren Ecke ein in der Hälfte zerbrochener Tischfuß war. Ihm fiel gar nicht ein, daß er um Hilfe schreien solle. Allerdings hätte ihm dies nichts geholfen, weil er in der Mitte des Stromes schwamm, zu weit vom Ufer, als daß man in dem Gekreisch, Gestöhne, Geächze und Lärm seine Stimme zu hören, ihn inmitten des Tohuwabohus von schwimmenden Leichen, Balken, Bänken, Gliedmaßen, Tüchern, Papieren und Hüten zu sehen vermocht hätte. Aber er bedachte weder die Zweckmäßigkeit noch die Unzweckmäßigkeit eines Versuches, sich bemerkbar zu machen, sondern krampfte seine Hände um die Ränder der Bretter und dachte nach, wie der von Engelbert Naak jäh abgebrochene Satz zu beenden sei.

Duschnitz wurde gerade dadurch gerettet, daß er in der Mitte der Moldau war. Denn so bemerkte ihn der Flößer Johannes Chrapot, der von seinem Häuschen auf der Insel

Kampa, also vom linken, dem entgegengesetzten Ufer zur Unglücksstätte hinruderte, zuerst. Der Flößer packte Karl beim Oberarm und versuchte ihn in den Kahn zu ziehen. Das mißlang, weil Karl Duschnitz mehr tot als lebendig war und keine Anstrengung machte, seinem Retter behilflich zu sein. Er hielt sich noch immer an dem Brett fest. Da zog Chrapot die Ruder ein, beugte sich über den Rand des Kahnes, packte den Halbtoten, der nun endlich die Planke losließ, um die Hüften und hob ihn — fast wäre die Nußschale umgekippt — in das Innere des Schiffchens. Dort sank Karl Duschnitz ohnmächtig hin. Chrapot ruderte nun so schnell er konnte zur Insel Kampa zurück.

Hier standen schon hunderte neugierig Erregter. Gleich nach der ungeheuren Detonation waren die Bewohner der Insel Kampa naturgemäß an das Ufer geeilt, wo sich ihnen ein weiter Ausblick auf das jenseitige Prag und auf den Fluß öffnete. Hier konnten sich jene, die schon ein Erdbeben, wenn nicht gar das Hereinbrechen des jüngsten Tages angenommen hatten, überzeugen, daß Prag noch auf dem alten Fleck stehe, und die steilen Rauchwolken, die sich in der Gegend der Palackybrücke in den Himmel reckten, belehrten, woher der unheimliche, geheimnisvolle Krach gekommen war. In dieser Richtung jagten die sich aufbäumenden Pferde des Löschtrains, in dieser Richtung fuhren auch drüben am Kai die Rettungswagen, deren Lenker bedeutungsvoll piffen.

Die Männer stiegen in ihre Fischerkähne und fuhren in der Richtung der Qualmwolke ab, ihre Weiber schrienen ihnen stolz, eindringlich und die Aufmerksamkeit auf sich lenkend, Warnungsrufe nach. Aber niemand wußte, was geschehen sei. Dynamitattentat, Einsturz der Palackybrücke, Brand einer chemischen Fabrik? Bis endlich von der Brüstung der Karlsbrücke ein Kampabewohner das aufklärende Wort hinunterrief, das ein Feuerwehrmann einem Polizisten zugerufen hatte: Dampfexplosion. Nun gewannen die Mutmaßungen greifbarere Formen. Es mußte, das war schon nach der Detonation zu schließen, eine gräßliche Katastrophe gewesen sein, der Requisition von Feuerwehr und Rettungsambulanz konnte man entnehmen, daß es auch Tote gegeben habe. Außerdem war Pfingstsonntag, der rechte Tag für Ausflügler — man konnte sich die Größe der Katastrophe ausmalen. Den Erörterungen und Erwägungen wurde erst ein Ende, als man den Flößer Chrapot hastig rudern zur Kampa zurückkommen sah, und bald darauf erkannte, daß in seinem Kahn ein Mensch liege.

War schon früher die Gefahr vorhanden gewesen, daß von den Neugierigen, die sich zu Hunderten auf der durch keinerlei Geländer geschützten Böschung zwischen der Rolandstatue und der Kamparealschule schräg standen, sich quetschten, drängten und stießen, jemand in das Wasser gestoßen werde, so steigerte sich die

Gefährlichkeit der Situation noch, als man des Flößers Chrapot ansichtig wurde; die Männer und Burschen wollten an den Rand der Böschung hinunter, um dem Herankommenden beim Landen behilflich zu sein, die Frauen und Kinder, die vorne standen, wollten teils aus Neugierde nicht Platz machen, teils konnten sie sich wirklich nicht von der Stelle rühren, da sie eingeteilt waren. Schließlich kam Ordnung in die wogenden und schiebenden Reihen, es gelang einem Flößerburschen die am Kiel des Chrapotschen Kahnens hängende Kette zu erfassen und das Boot fest an das Land zu ziehen.

Einige waren behilflich, den Bewußtlosen aus dem Boote zu heben und trugen ihn zu Chrapots Wohnung. Dorthin war inzwischen auch das Weib des Flößers gekommen. Sie sperrte die Türe zu dem Zimmer auf, das links neben der Türe eine Küche war, und man legte den Fremden auf den Tisch. Die Stube war voll von Neugierigen, und auch auf der Stiege drängten sich solche. Chrapot schob alles zum Hause hinaus und machte sich dann daran, den Bewußtlosen zum Leben zu erwecken. Kaum hatte er die Schläfe Karls eingerieben, als dieser die Augen öffnete und tief aufatmete. »Leg' ihn zu Bette und heize ein,« sagte der Flößer und entfernte sich eilig, um von neuem zur Unglücksstatt hinzufahren. Auf die Widerrede seines Weibes hörte Johann Chrapot nicht.

Frau Chrapot schloß die Tür, zerzte des Fremden



Stiefel von den Füßen, seine Kleider und Wäsche vom Leibe. Karl Duschnitz lag apathisch auf dem Tische und ließ alles mit sich geschehen. Auch als die Chrapot mit ihrem ganzen Körper den Tisch ruckweise bis zum Bett schob, regte er sich nicht. Er schaute mit weiten Augen auf die Zimmerdecke und atmete tief. Als ihn aber das Weib anpackte, um ihn ins Bett zu legen, schaute er sich zuckend in der Flößerstube um und fragte:

»Was ist?«

»Ihr seid bei der Dampferexplosion ins Wasser gefallen, und mein Mann hat Euch hergebracht. Das ist unsere Wohnung. Ich will Euch jetzt ins Bett legen.«

Karl Duschnitz drückte seinen linken Zeigefinger der Länge nach auf die Schläfe und starrte vor sich hin. Er besann sich lange. Nach und nach schien ihm der Zusammenhang der Ereignisse klar zu werden. Wie die Tafelrunde auf dem Dampfer zur Pfingstfahrt versammelt, das Schiff zur Abfahrt bereit war, wie Engelbert Naak irgend etwas von einer Musikkapelle sprach, plötzlich ein beispiellos furchtbarer Knall ertönte, wie er sich dann auf dem Wasser fand, eine Planke umfaßte und dann von einem fremden Mann in dessen Boot gezogen wurde.

»Wo ist Euer Mann?«

»Der ist fort,« sagt Chrapots Frau zerstreut. Sie hat den fremden Herrn, der ein so zartes Gesicht, so schmale, durchscheinende Hände und einen teuren alten Ring auf

dem Finger hat, den fremden jungen Herrn, dessen erstaunlich feine Wäsche und Kleider auf dem Stuhle liegen, unverwandt angesehen, während er erwachte. Da er sie nun fragt und sie ihm antwortet, weilt ihr Sinnen anderswo.

Den Blick fühlt Karl Duschnitz. Er erwidert ihn scheu, ängstlich und sieht ein junges Weib. Etwas möchte er sagen, irgend etwas sagen — das Gespräch stockt schon unheimlich lange. Mühselig zwingt er sich zu einem Satz, aber während er spricht, ist ihm, als ob sein Bewußtsein im Wasser wäre:

»Wohin — wohin ist denn — wo ist denn Euer Mann?«

»Der ist wieder zum Dampfer hingefahren. Auf mich wollte er nicht hören. Was kümmert sich der um mein Reden! Der kümmert sich gar nicht um mein Reden . . .«

Nur etwas sprechen, irgend etwas fragen, sie sind so unheimlich diese Gesprächspausen.

»Ihr — habt auch Kinder?«

»Nein, Kinder haben wir nicht. Mein Mann ist krank . . .« Die Frau sagt den Satz im Tonfall der Resignation. Dann aber schaut sie auf, als ob sie ihn als Argument aufgefaßt wissen wollte. Ermunternnd.

Duschnitz fühlt, wie sein fahles Gesicht jäh von Rot überströmt wird. Ein junges Weib. Eine derbe Nase, aber kein häßliches Gesicht. Gewiß nicht. Eher hübsch. Ja, hübsch. Plötzlich merkt er, und es scheint ihm, als träume

er das, daß ihre Augen die seinen beobachten, daß sie erkennen möchte, wie die Prüfung ihres Gesichtes ausfallen werde. Ertappt, gleitet sein Blick ab, tastet sich mühselig über die in eine blaugestreifte Kattunbluse eingezwängten Brüste, über starke Hüften. Eine dralle Person. Und er ist da allein in der Stube. Und nackt . . . Zitternd sucht er nach der Decke. Die Frau hat sich an den Bettrand gesetzt und atmet ein heißes Lächeln. ›Musikkapelle spielen‹, erinnert er sich unvermittelt. Seine Gedanken werden immer wirrer. Und er zieht die Frau an sich, zieht sie an sich.

## Zweites Kapitel.

Man kennt in Prag das Duschnitz'sche Haus. Das große, rote Firmenschild des Selchers, der heute im Duschnitz'schen Hause in der Rittergasse Laden und Werkstätte inne hat, mag die prunkvolle Würde der Fassade stören, die durch Ruß, Staub und Witterung fast beinschwarz geworden ist — es bleibt doch eines der schönsten Gebäude der Stadt. Es hat nicht die höhrenden und einschüchternden Karyatiden mit Sklavengestalten, die die Balkone der Kleinseitner Adelspaläste auf ihren Nacken halten müssen, vielmehr ist hier der Torbogen von zwei unpersönlichen Eckpilastern flankiert, die durch ein Gesimse in der Mitte unterteilt sind und sich am oberen Ende in ein kapitälartiges Schneckengewinde einrollen. Portal, Fenster und Fassade sind überströmt von figuralen Zieraten und von architektonischen und Pflanzen-Ornamenten, die, in ausdrucksvollem, flachem, aber kräftig eingeschnittenem Relief behandelt, auf beiden Seiten der Fassade, an jedem Fenster und an jeder Hälfte des Tores ganz verschieden sind. Ein aus dem Pollen schöpfender Steinmetz hat sich hier, zur Zeit als niederländische Kupferstiche ihren Einfluß auf die Frührenaissance mächtig geltend zu machen begannen,

im Auftrage eines reichen Bauherrn künstlerisch auszuleben versucht, während die Kunst des Architekten vornehmlich aus dem majestätischen Giebel und aus den Arkaden spricht, die im Hofe das erste Stockwerk mit kurzen, von Rustikabändern umwundenen Säulen einschließen.

Auch die erbeingesessenen Prager, die tausendmal an dem Duschnitz'schen Hause vorübergegangen sind und der herrlichen Barockhäuser mehr kennen, pflegen nie vorbeizueilen, ohne mit einem Blick den Skulpturen an der schwarzen Front ihre Reverenz zu beweisen.

Alte Deutschprager, denen sich die in jeder kleineren Stadt wuchernde Anteilnahme, Neugierde und Tratschsucht im Laufe der Jahre schon zur Lust am Reminiszenzenerzählen gewandelt hat, wissen, wenn sie am Duschnitz'schen Hause vorbeikommen, ihren jüngeren Begleitern vielerlei Historien. Sie berichten von einem der reichen Duschnitze, der einmal vor hundert Jahren in der Nacht durch Läuten an seiner Wohnungstür aus dem Schlafe geweckt wurde und sich, als er öffnete, dem Kaiser Franz gegenüber sah, der eigens in der Postkutsche aus Wien nach Prag gekommen war, um ihn zur Bewilligung einer Staatsanleihe zu bewegen, sie erzählen von zwei Brüdern Duschnitz, die einander einmal auf dem Postamte begegnet waren, da ihnen beiden gleichzeitig — unabhängig von einander — der Einfall gekommen war, einen auswärtigen Komittenten

dringend mit dem Abschlusse eines Auftrages zu betrauen. Auch von dem letzten Sprossen dieses Altprager deutschen Patriziergeschlechts wissen sie, der schon bei Lebzeiten seiner Eltern durch und durch dekadent und sentimentalisch gewesen sei und ein romantischer Nichtstuer, sodaß sein Vater, Roderich Duschnitz, die Hoffnung aufgeben mußte, jemals in Karl einen Chef des Bankhauses ›D. Duschnitz‹ zu sehen, und sich zum Verkauf des Geschäftes an eine Bank genötigt sah; kurz nach dieser Transaktion sei der alte Roderich gestorben. Der aus der Art geschlagene Karl Duschnitz bewohne jetzt das Haus in der Rittergasse, ohne irgend einer nützlichen Beschäftigung obzuliegen.

Die jungen Leute, ehemalige Mitschüler und Studiengenossen des Karl Duschnitz, die dessen Vater in das Haus gezogen hatte, um dem melancholischen, grüblerischen Karl fröhliche Gesellschaft zu sein, hatten sich dieser Aufgabe nach allen Kräften zu entledigen gesucht, indem sie im gastfreundlichen Duschnitz'schen Hause allnachmittäglich und allabendlich zu allerhand Spielen und Späßen und zum Abenteuer Austausch zusammengekommen waren und sich selbst famos unterhalten hatten. Nach dem Tode des alten Roderich Duschnitz hatten sie allmählich sogar eine fröhliche Selbstherrschaft in dem Hause installiert, ohne sich irgendwie dadurch abschrecken zu lassen, daß alle Ausstrahlungen ihrer übermütigen Jugendkraft in ihrem

jungen, von ihnen allen geliebten Gastfreund keinen Widerschein fanden, daß dieser seines ihm selbst verhaßten Hanges zur zermarternden Schwermut durchaus nicht ledig zu werden vermochte.

Karl Duschnitz war gegen alle liebenswürdig, nett und gefällig gewesen, hatte ihr Bestreben voll anerkannt und sich auch, als er sich überzeugt hatte, daß dieses seinen Freunden kein Opfer sei, keinerlei Sorge mehr darüber gemacht, daß er ihnen Mühe bereite. Er hatte sich von keinem Spaß ausgeschlossen, zu dem sie ihn aufforderten, aber jeder im Freundeskreis hatte es selbst gefühlt, daß Karl allen diesen Vergnügungen innerlich fremd sei, ja sogar manchmal Abscheu davor empfinde.

Nur bei Aktionen, bei denen Frauen im Spiele waren, hatte Karl Duschnitz mit seinem sanften, aber unüberwindbareren Widerstand jede Beteiligung abgelehnt. Gerade zu Unterhaltungen mit Frauen hatten ihn seine Freunde anfänglich, bevor sie die Unerschütterlichkeit dieser Weigerung erkannt hatten, besonders lebhaft zu überreden versucht, weil sie in ihm ein heftiges Interesse zu lesen vermeint hatten, wenn sie von ihren Abenteuern mit Damen und Dämchen erzählten. Dieses Interesse war auch wirklich vorhanden gewesen, aber eben die kritischen, parodierenden und im letzten Grunde renommistischen Liebesmemoiren der Freunde stießen ihn selbst von der Betätigung in solchen Abenteuern ab und nährten seine aus Romanen und *par*

*distance*-Beobachtungen gewonnene Einsicht, daß alle diese Vergnügungen bei den Männern nur einem Sport des Erlangens und einem vergeblichen Mühen, den Sinnen Befriedigung zu schaffen, entspringe, während bei den ›besiegten‹ Frauen gleichfalls berechnende Gewinnsucht, vermengt mit Sinnlichkeit, das Motiv der Unterwerfung war — Ursachen, die in verlogener Weise dadurch kachiert wurden, daß die Männer pro forma Zusicherungen dauernder Liebe äußern mußten, während die Frauen unaufgefordert ewige Treue schweren, Ehrbarkeit und gedankliche Tiefe heuchelten, nach dem Gewähren und beim Abschiede schluchzten.

Seine schlaflosen Nächte und seine würgenden Träume hatten dem Weibe gehört. Er hatte sich versprochen, daß seine vielbespöttelte, fast unnatürliche Unberührtheit durch ein Wunder gelohnt werden müsse, durch irgend ein Wunder seelischer Hingabe, ungeheuchelter Liebe und vollster Unschuld, durch irgend ein funkelnd weißes Wunder von blütenumkränzter Nacktheit, das alle Martern, alle Fesseln und alle Düsterei seines Gemütes von ihm nehmen, ihn befreien und zum Herrn über viele Frauen machen werde, was er lodernd ersehnte. Dafür hätte er mehr als allen seinen Reichtum gegeben, für den er sich ohnedies nichts kaufen konnte. Dieser wirre Glaube an das Wunder, das ihn von seiner fast psychopathischen Skepsis und Schüchternheit retten werde, war die einzige Hoffnung gewesen, die er sich



nicht selbst zu zerstören gewagt hatte, um nicht in Verzweiflung seiner sonst für ihn wertlosen Existenz ein Ende zu machen.

In dieser monomanen Hoffnung war Karl Duschnitz siebenundzwanzig Jahre alt geworden, als er mit seinen Freunden den Dampfer ›Caput Regni‹ bestieg, um den Pfingstsonntag irgendwo in einem Walde oberhalb Prags zu verbringen. Bevor noch die Landungsbrücke des dichtbesetzten Schiffes eingezogen worden war, hatte sich die gräßliche Katastrophe ereignet, die unsagbares Leid über die Stadt brachte und auch den Freundeskreis zerstörte. Außer Karl Duschnitz war niemand aus seinem Kreise davongekommen.

Aus der Flößerwohnung war Karl Duschnitz im Wagen in sein Haus in der Rittergasse gefahren. Allein. Er hatte jede Begleitung abgelehnt. Zu Hause hatte er sich unwohl gefühlt. Dann hütete er drei Wochen, leicht fiebernd, das Bett. Das Schicksal seiner Fahrtgenossen wollte man ihm verheimlichen. Aber er ließ keine Ruhe. Was mit Fritz Fritz geworden sei, mit Mathias Blecha, mit Naak, Dirnböck und den anderen, wollte er wissen. So brachte man ihm nach und nach schonend bei, daß sie alle tot seien. Als man Naak als Leiche aus der Moldaumündung fischte, wollte man es ihm schon nicht mehr mitteilen. Er hatte sich bei jeder der vielen Todesmeldungen zu sehr aufgeregt. Aber schließlich bekam es Karl durch seine Fragen doch heraus, daß man auch das Geschick

Engelbert Naaks kenne. Und nun nahm er die Botschaft vom Tode des letzten der Tafelrunde apathisch auf.

Nach Karls Heilung war sein Weg, das Haus seines Retters zu suchen. Das war leicht, denn am Ufer der Kampa, die eigentlich keine Insel, sondern eine Halbinsel ist, stehen wenige kleine Häuser. Es sind nur große, dreistöckige Mietshäuser dort, und wenn der Gesuchte in einem von diesen gewohnt hätte, dann wäre es nicht leicht gewesen, es herauszufinden. Denn diese Häuser sind alle gleich in ihrer Seltsamkeit. Da die eine Front nach vorne auf die mit großen Linden bewachsene und unbepflasterte Hauptstraße blickt, auf der die Kinder mit Kugeln ›Labeda‹ spielen und die Töpfer ihre Märkte abhalten, und die andere Front gegen die Moldau gerichtet und von der Karlsbrücke aus sichtbar ist, so wußten die Erbauer dieser billigen Häuser nicht, welchen Teil sie als Rückseite, welchen als Vorderseite deklarieren sollten. Der Ausweg aus diesem Dilemma war durch die Erwägung gegeben, daß Mörtelanwurf und Friesverzierung teure Dinge seien. So machte man denn überhaupt keine Vorderfront.

Inmitten dieser Gebäude war das würfelförmige Häuschen Chrapots nicht zu verfehlen, und Duschnitz konnte sich die peinlichen Fragen nach der Wohnung des ihm dem Namen nach unbekanntem Flößers ersparen. Schräg gegenüber der Schenke ›Zur Hölle‹, in der König Wenzel in der Todesnacht seines Vaters, des vierten

Kaisers Karl, mit der Dirne Bozka Vesna gezecht und um ihretwillen blutig gerauft hatte, war es gelegen. Frau Chrapot war allein zu Hause. Ihr Mann sei fort, auf dem Flosse nach Hamburg. Wann er zurückkomme? Nun, so fünf Wochen werde es noch dauern. Und wieder der ermutigende Blick von damals. Ohne Wirkung heute. Karl Duschnitz nannte seinen Namen und seine Adresse. Er verreise jetzt nach dem Süden und werde nach der Rückkunft seinem Retter ein Geldgeschenk überbringen. Das Geld hatte er bei sich; aber er wollte es dem Weibe nicht überantworten, das solche Blicke schickte. Er ging.

Auf einer der dalmatinischen Inseln nahm er Aufenthalt. »Im Süden, am Meer werden Sie sich von Ihrer Aufregung erholen,« so hatte der ärztliche Rat geläutet. Aber die Wellen des Quarnero waren nicht hellblau, sondern von grünem Dunkel, fast schwarz. Karl Duschnitz sah dort kein sanftes Gestade, das die Wasser umspült hätten, sondern nur zerklüftete, zerrissene Klippen und steile Felsabhänge, an welche die flüssigen Massen mit Getöse wild heranstürmten, sich geifernd aufbäumten, von denen sie dröhnend zurückfielen. So weit seine Sehkraft reichte, verzehrte sich das Meer in fortwährendem Kampfe mit sich selbst, in steter Unruhe, in stetem Gewoge. Das Element, das da wieder und wieder gegen den steilen Strand tobte, auf dem er stand, war dasselbe, das erst vor kurzem den Tod seiner Freunde geheischt, seinen eigenen Tod verschmäht hatte. Warum

hatten gerade ihn diese gräßlichen Fänge losgelassen, die noch jetzt zu ihm auf die Klippen heraufgriffen, Haß, Geifer, Drohungen und Macht verspritzend, wieder zurückschlugen und sich immer höher emporreckten, als wollten sie ihm zeigen, daß sie auch jetzt noch ihr Opfer umkrallen könnten, wenn sie es wollten? Sie wollten es nicht. Den lebenshungrigen Freunden hatten sie gierig das Leben genommen. Aber ihm, der nicht am Leben hing, hatten sie in derselben Stunde heimtückisch seines einzigen Besitzes beraubt: des Glaubens an das Wunder.

Heißkalte Schauer durchzuckten ihn, wenn er sich vergegenwärtigte, wie er sich in wirrem Denken das Wunder seiner ersten, befreienden Hingabe erträumt hatte, und wie er in der gleichen Stunde, da ihn ein Mann vom Tode gerettet, ihm das Weiterleben für die Erwartung des Wunders geschenkt hatte, Lebensrettung und Gastfreundschaft noch halb bewußtlos, dumpf mit Ehebruch gelohnt. Ein dralles, unbefriedigtes, ehebrecherisches Flößerweib — das sollte der Lohn für seine Entsagung sein, dafür hatte er seine Unberührtheit hingegeben, das war seine erste ›Liebe‹, von der die Befreiung kommen sollte.

Karl Duschnitz begann das Temperament seiner toten Freunde zu ersehnen. Wie hätten die mit behaglichem Lachen ein solches Abenteuer zum besten zu geben vermocht! Wie hätten sie ihn beglückwünscht, seine Vorwürfe spießbürgerlich und skrupulös gescholten!

Es half ihm nichts, daß er sich tausendmal sagte, daß sein Glauben an das befreiende Wunder ein unerfüllbarer Irrwahn, ein mystisch unklarer Gedanke und daß jene Stunde in der Flößerwohnung eine reale Belanglosigkeit gewesen sei, — es half ihm nichts, daß er sich tausendmal wiederholte: nur dadurch, daß ihm seine Krankhaftigkeit als solche bewußt sei, unterscheide er sich von vollends Geisteskranken, — immer wieder kehrten Verzweiflung, Enttäuschung und Selbstverwürfe mit der grausen Beharrlichkeit zurück, mit der die Wogen schreiend an das Ufer klatschten. Wie glühende Schrauben lagen die Adern in seinen Schläfen.

Drei Monate verbrachte Karl Duschnitz so sich selbst zerwühlend am zerwühlenden Meer. Dann kehrte er zurück. Man konnte nicht finden, daß er sich im Süden erholt habe. Aber er vermochte sich zu Gesprächen mit den Verwandten zu zwingen, die ihn aufsuchten. Nur den Fragen nach der Katastrophe wich er aus. »Lassen wir das Thema, das erregt mich zu sehr.« Und sprach von etwas anderem.

Als er wieder in das Haus kam, in dem der Flößer Johann Chrapot wohnte, begegnete ihm dessen Gattin auf der Pawlatsche.

»Ich habe meinem Mann alles gesagt.« Und als sie Duschnitz groß anschaute, fügte sie noch hinzu: »Er hätte es bald auch selbst bemerkt.«

Erblaßt drückte Karl Duschnitz seine Hände an das

Geländer, als er das erfuhr.

»Was — was — hat — Euer Mann — erwidert?«

»Na, er hat sich halt geärgert. Aber er hat sich doch selbst immer ein Kind gewünscht. Übrigens,« das Weib schlägt trotzig den Kopf zurück, »hab' ich zu Hause zu reden.« Und dann: »Kommen's herein, er ist drinnen im Zimmer.«

Johann Chrapot liegt ohne Rock auf einem sofarähnlichen Möbelstück.

»Steh' auf, der Herr Duschnitz ist da.«

»Herr Chrapot, ich komme, um Ihnen tausendmal zu danken — und Sie um Vergebung zu bitten.«

»No jo,« brummt der Flößer, der beim Eintritt des Fremden aufgestanden ist, mit ernstem Gesicht und denkt nach, was sich da so erwidern ließe.

Aber Karl Duschnitz kommt ihm zuvor. Er zieht die Brieftasche und reicht dem Chrapot zwei Banknoten. Der nimmt sie und dreht sich mit sehr großen Augen nach seinem Weibe um. Sein Gesicht glüht jetzt vor freudiger Aufregung.

»Tausend Gulden.« Der Gedanke, daß er jetzt tausend Gulden habe, ist ihm über die Lippen gehuscht. Dann bemüht er sich, ein würdiges Lächeln zu zeigen. »No jo,« sagt er laut, und trägt das Geld zum Schrank.

## Drittes Kapitel

Auf der Kampa-Insel war des Munkelns kein Ende. Daß der kleine Jaroslaw, der ›Jarda‹, nicht der Sohn des kranken Flößers Chrapot sei, wußte man; man wußte auch jenen Mann, der damals halbtot vom Wrack herübergebracht worden war, mit der Geburt des Kindes in Zusammenhang zu bringen. Wer aber war jener Fremde gewesen? Die Frage war der Erörterung wert. Frau Chrapot trug jetzt einen großen Damenhut, die Kleider des Kleinen waren in einem Kinderkonfektionsgeschäft gekauft — nicht wie die Kleidchen der anderen Flößerkinder aus Wäschestücken oder Anzügen der Eltern plump zurechtgenäht. Mit jenem Schiffbrüchigen war also bei den Chrapots der Reichtum eingekehrt, und man hätte verteufelt gerne gewußt, wer er gewesen sei. Aber die Chrapotin verriet nichts. Sie war, wie man so sagt, mit allen Salben geschmiert. Als sie ledig war, war sie Fabrikarbeiterin in Holleschowitz gewesen, und die Flößer, die hinter dem Hetzinselwehr anlegten, um beim ›Bastecky‹ den letzten Trunk Prager Bieres zu tun und ihre Flöße zum Remorqueurtransport aneinanderzukuppeln, hatten sie gekannt. Mancher brüstete sich auf der Weiterfahrt lachend eines

Abenteuers mit ihr, dessen Zeugen die Grasbüschel auf der Manina-Heide oder die Akaziensträucher der Hetzinsel gewesen seien. Den Flößer Chrapot, der nicht mehr jung und keiner der Klügsten gewesen war, hatte sie oft gehänselt, bevor er begann, ihre Späße damit zu erwidern, daß er ihr nachstellte. Sie machte sich darüber lustig und lachend erkundigten sich die Flößer, wenn sie sich auf ihrer Tour nachts auf das Floß oder unter die Wirtshaustische in Jedibab und Laube zum Schlafen niederstreckten, bei Chrapot, was wohl jetzt seine Angebetete mache, ob sie seiner in Treue gedenke. Allmählich hatte aber das schlaue Fabrikmädel über die Nachstellungen des Flößers zu spötteln aufgehört. Sie bedachte, daß sich hier eine Gelegenheit zum Heiraten biete, wie sie nicht so bald wiederkehren werde. Und eines Tages wohnte sie als legitime Frau Chrapot auf der Insel Kampa. Die Kampa-Leute, deren Eltern und Familien schon dem Holzschwemmbetrieb entstammten, sahen das ehemalige Fabrikmädel, die ›Fabritschka‹, der einer der ihren so täppisch ins Garn gegangen war, nicht gerne unter sich, insbesondere die Frauen mochten sie nicht leiden. Frau Chrapot hatte ihrerseits die ›Podskalaci‹ immer verachtet und nicht viel Verkehr mit ihnen gepflogen. Jetzt aber, nach der Geburt ihres Kindes, da sie fühlte, daß sie zum Gegenstand der Neugierde und des Neides geworden sei, verschloß sie sich noch mehr. Die Nachbarn sahen darin den Stolz auf ihren neuen



Reichtum. Aus dem Flößer Chrapot wäre noch eher eine Mitteilung herauszukriegen gewesen; aber der war durch Drohungen seiner Frau, unter deren geistiger und physischer Herrschaft er ein völliger Sklave war, zum strengsten Stillschweigen verurteilt, und so brummte er nur abwehrend unverständliches Zeug, wenn ihm bei den Flottmachungsarbeiten im Smichower Floßhafen, bei der Jause am Herdfeuer auf der Prahme oder beim langweiligen Transport durch den Remorqueur die anderen Flößer auf den Zahn fühlen wollten.

Und mochte man den kleinen Jaroslaw noch so neugierig mustern — über seinen Stammbaum gab sein Aussehen doch keinen Aufschluß, wenn es auch noch so sehr von dem der anderen Kampa-Kinder abstach. Die Chrapotin pflegte den längst nicht mehr erhofften Sprossen und gab ihm ihre Sorgfalt nicht bloß aus Liebe, sondern um den Neid und die Märchenerzählungen der Nachbarschaft aufzustacheln. Sie zog in den Stadtpark auf Entdeckungsreisen aus, um zu sehen, wie die Reichen ihre Kinder ankleideten, sie kämmte ihrem Jungen auch die Locken über die Ohren, und man kann sich vorstellen, welche Sensation es unter der Karlsbrücke gab, als der Jarda am Sonntag in gelben Schuhen, gelben Socken, in blauem Matrosenanzug und mit Matrosenmütze unter seinen barfüßigen Spielkameraden erschien. Von der Mütze baumelten zwei schwarze Bänder, rückwärts in den Ecken des Matrosenkragens gab es Distinktionssterne

und auf dem linken Armel einen goldgestickten Anker. Dabei war Jarda durchaus nicht stolz, er spielte mit allen, schlug das zweigespitzte Wurfholz ›Spacek‹ in Fensterhöhe, peitschte den Kreisel, daß er zwei Minuten auf dem doch holprigen Uferpflaster tanzte, und er wußte beim Beginn von ›Räuber und Polizei‹ die althergebrachte, mystische Formel:

»Ententini

»Jsou rakatini

»Buja, buja, buc

»Ti s'to vsecko spuc«

so geschickt aufzuzählen, daß das Stichwort ›spuc‹ immer auf seine Freunde fiel; die durften dann die Räuberbande bilden und konnten in der auf geheimem Pfad erreichbaren Ruine, die bei dem Brand der Odkolek-Mühle von dem riesigen, roten Zinnenbau übrig geblieben war, ein Räuberlager aufschlagen, während die beim Auszählen übriggebliebenen sich mit der wenig aussichtsreichen und auch prinzipiell verhaßten Rolle der Polizisten begnügen mußten. Kein Wunder, daß sich jeder mit ihm zu verhalten suchte. Besonderes Ansehen aber verschaffte ihm eine kavaliermäßige Eigenart beim Kugelspiel, bei ›Tschukes‹ wie bei ›Labeda‹. Während die anderen Meisterspieler in selbstverständlicher Usance nur so lange mit ihrem Opfer spielten, bis sie diesem alle Kugeln (sechs kosten einen Kreuzer beim Kaufmann

Kolant) abgewonnen hatten, borgte Jarda seinem gerupften Partner immer noch Kugeln zu einigen Runden — eine Großmütigkeit, von der man sich einen Begriff erst machen kann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er dem Gegner nur die Chance gab, den bereits ehrlich erstrittenen Gewinn Jardas diesem wieder abzunehmen, während Jarda selbst nicht mehr gewinnen konnte als höchstens nochmals sein Eigentum. Häufig warf er eine gläserne Kugel mit roten, blauen, gelben und grünen Äderchen im Innern als Einsatz in die Kugelgrube und steigerte so den Spieleifer zu einer unsagbar sehnsüchtigen Glut.

Als man erfuhr, daß Jaroslaw Chrapot die deutsche Schule besuchen werde, war das Aufsehen ungeheuer. Denn auch in den Kampahäuschen hatte der nationale Haß Miete bezogen. Die Leute verstanden hier nicht, was die Sprachenverordnungen, die Kommissionen, der Paragraph vierzehn, die Obstruktion und die Minoritäten waren, um derentwillen die Zeitungen schrieen. Die Leute hier verstanden nicht, über welche Pläne die Omladinisten, die in dunklen Kellern Verschworenen, gebrütet hatten. Die Leute hier hatten die Zeitungsberichte über die Gerichtsverhandlungen gelesen, weil es Zeitungsberichte über Gerichtsverhandlungen waren, sie hatten aber daraus nicht viel mehr erfahren, als Namen, Beruf und Alter der Angeklagten, ob sie geständig waren oder leugneten, wie

sie aussahen und wie sie verurteilt wurden. Am Abend hatten die Kampa-Leute die Fragen erörtert, ob die Omladinisten den Kaiser und die Erzherzöge ermorden und einen König von Böhmen krönen wollten, oder ob sie bloß die Häuser der Deutschen in die Luft zu sprengen beabsichtigten.

Dem alten Ruzicka, der kurz nach dem Prozeß auf der Insel Kampa Wohnung genommen hatte, begegnete man noch immer mit einem romantischen Respekt: Er war Hausbesorger in dem Hause gewesen, in dem man den buckligen ›Rigoletto von Toscana‹, den Verräter des Geheimbundes unter dem Weihnachtsbaum erstochen hatte.

Wenn die Flößer und Flößerburschen spät zum Mittagessen nach Hause kamen, mit brennenden Gesichtern und frisch abgerissenen Rockkragen, erzählten sie, sich rühmend, von ihren Kämpfen mit den Couleurstudenten auf dem Graben, wie sie ihre Kameraden aus den Händen der Polizei befreit oder sich selbst losgerissen hatten. Frauen und Kinder sahen sie bewundernd an, und auf den Stiegen und vor den Häusern tauschte man nachher die Erlebnisse der Gatten und Söhne aus.

Man wußte keine Motive für alles das, was vorging, aber jeder wurde mitgerissen. Es war kein neuer Haß, der da unter den Kampa-Leuten entfacht war. Aber erst jetzt bekam er seinen Namen, seine Richtung, seine

Bewegungsfreiheit Bisher hatte sich der Haß dumpf und verschlossen gegen alle Bessergestellten, alle Reichen neidvoll gekehrt, gegen alle jene, von denen man wirtschaftlich abhängig war. Jetzt hieß es: Gegen die Deutschen! Man faßte es so auf, als ob es dasselbe wäre. Was waren denn die Holzhändler, für die man sich plagte, abarbeitete, Gicht und Verletzungen holte? Deutsche! Was waren denn die Smichower und Radlitzer Fabrikanten, für die die Frauen und Mädchen schufteten? Deutsche! Die Deutschen, ja, das sind die Reichen — wir sind die Armen. Die Banken, die Beamten, die Institute, die Adeligen auf der Kleinseite — lauter Deutsche, aber die armen Flößer, die Holzarbeiter, die Fabrikarbeiter, die Kutscher, die Dienstboten, die Bettler — lauter Tschechen. Eben hatte die deutsche Sparkasse einen Ansturm von hunderttausend Einlegern ausgehalten, die plötzlich auf ein Gerücht hin ihr Geld zurückzufordern kamen, während die tschechisch-klerikale Vorschußkasse mit einem Millionendefizit verkracht war, unzählige ihrer Einleger ganz verarmend. Man las in den Zeitungen, daß sich tschechische Studenten aus Not als Arbeiter verdingen mußten, und sah zur gleichen Zeit die deutschen Studenten in Lackkanonen, mit silbernen Sporen und samtenen Hüten in Fiakerreihen durch die Straßen fahren, und selbst aus den gehässigsten Zeitungsberichten über Trunkenheitsexzesse der ›Burschaken‹ hörte das arme Volk nur die

Übermutsäußerung von finanziell nicht Besorgten heraus. Man verwechselte im tschechischen Prag die Begriffe ›deutsch‹ und ›reich‹, der nationale Haß war Klassenhaß.

Immer war unter den Tschechen der Wunsch lebendig gewesen, ihren Kindern in die beneidete Sphäre Einlaß zu verschaffen, aber die Führer fühlten die doppelte Gefahr, die in der Verwirklichung eines solchen Wunsches läge, die Stärkung des feindlichen Elements und die Entnationalisierung im eigenen Lager, und deshalb wurde durch Beschlüsse der Stadtvertretung, durch Plakate, durch Schreckgeschichten der tschechischen Zeitungen, durch persönliche Interventionen, Einschüchterungen, Versprechungen nicht nur jeder Eintritt eines tschechischen Kindes, ja eines Kindes gemischtsprachiger Eltern in deutsche Schulen verhindert, ja sogar schon die Erwägung einer solchen Absicht als schimpflichste aller Charakterlosigkeiten und nationaler Verrat gebrandmarkt.

Und nun sollte ein Flößerkind in die deutsche Schule gehen! »Die Chrapots haben es nötig,« urteilte man erregt. Aber Frau Chrapot beharrte bei ihrem Entschluß, auch als zwei Beamte des Magistrats in ihre Wohnung kamen, um sie zur Abmeldung des bereits in der deutschen Schule eingeschriebenen Zöglings zu bewegen. Der alte Chrapot, den man gleichfalls anging, wußte nichts, als die Argumente seiner Frau zu murmeln. Am schwersten war es für Frau Chrapot gewesen, den

Widerstand des kleinen Jarda zu überwinden, der sich nicht von seinen bisherigen Spielkameraden trennen wollte und den Unterricht in der ihm fremden Sprache fürchtete. Erst als ihm Frau Chrapot auseinandersetzte, daß er gerade, weil er die Unterrichtssprache nicht beherrsche, vom Lehrer nicht aufgerufen werden könne, und als sie ihm ein Taschenmesser mit breiter Schale und zwei Klingen (Jarda brauchte es zum Messerspiel auf den Kampabänken) versprach, war er bereit. Die Kameraden, die ihn mit den zu Hause gehörten Argumenten zu verhöhnen versuchten, machte er mit der Behauptung seiner Mutter mundtot: »Die Tschechen sind nur Bettler.« Da stieg Jarda noch mehr an Ansehen.

Aber seine eigenen Abneigungen gegen die deutsche Schule waren durch die Bestechungen seiner Mutter, durch seine Zusage und dadurch, daß er die Vorwürfe seiner Freunde schlankweg zum Verstummen gebracht hatte, nicht gebrochen. Bis in die Karmeliterstraße mußte er zur deutschen Schule laufen, einen so weiten Weg in das wildfremde, fremdsprachige Reich, und die tschechische Schule war ganz nahe — eins, zwei war man auf dem Maltheserplatz. Wie oft war er den Weg mit der Betka Dvorak gelaufen, die nun schon in die dritte Klasse kam, und jetzt hätte er täglich den Weg mit ihr gehen können, und täglich hätte sie ihm neue Wunderdinge erzählt. Denn Betka Dvorak weiß Wunderdinge und kennt Wunderdinge: Sie hat fünf ältere

Schwestern. Die eine ist eine Dame, hat eine Bekanntschaft mit einem Fabrikanten, einen Hut mit einer grünen Reiherfeder, ein Uhrarmband und einen Ring mit weißem Saphir und wohnt nicht zu Hause; sie kommt nur manchmal zu Besuch auf die Kampa, und dann bringt sie dem Vater eine Zigarrenspitze oder Zigarren oder Stehkragen oder ein Feuerzeug mit, oder sonst etwas, was sie ihrem Fabrikanten geklaut hat. Sie heißt eigentlich Fanka, aber sie nennt sich Emmy, weil das viel nobler ist. Die zweite Schwester, die Marenka, die hat keinen ›Schamster‹, weil sie häßlich ist; als sie klein war hat sie Pocken gehabt und das sieht man noch im Gesicht und die Nase ist so hinaufgezogen. Die arbeitet in der Bügelanstalt und kümmert sich nicht um die Männer. Die Schönste ist die dritte, die Anna, die ist fünfzehn Jahre alt und falzt in der Druckerei, wo der Vater Setzer ist. Die hat eine ernste Bekanntschaft mit einem Raseurgehilfen aus der Brückengasse; Fanka hat ihr einen Freund ihres Fabrikanten vermittelt, die Anna hat zuerst nicht gehen wollen, aber dann hat sie dem Rudla — das ist der Friseurhilfe — gesagt, daß sie abends nicht zum ›Rande‹ kommen kann, weil sie krank sei und sich niederlegen müsse, aber abends ist der Rudla direkt aus dem Geschäft in die Dvorak'sche Wohnung gegangen und hat gesehen, daß sie nicht zu Hause sei. Da hat er vor dem Haus die ganze Nacht gelauert, — er wollte sie abpassen, bis sie nach Hause kommt. Aber die



Anna ist gar nicht nach Hause gekommen, sondern ist früh von ihrem neuen Schamster direkt in die Druckerei gegangen, und erst Mittag hat der Rudla mit ihr sprechen können. Der hat ihr einen großen Krawall gemacht, und sie hat ihm schwören müssen, daß sie abends zu keinem andern mehr gehen wird, und jetzt will sie wirklich nicht mehr gehen, trotzdem sie dreißig Kronen von dem Herrn bekommen hat und er ihr noch einen Ring schenken will, und trotzdem die Fanka schon zweimal zu Hause war, eigens um sie zu holen. Die Fanka hat ganz recht, wenn sie sagt, der Rudla könnt doch froh sein, wenn sich die Anna für fremdes Geld schön anziehen kann, wenn sie mit ihm spazieren geht. Aber die Anna ist so dumm und will nicht mehr zu dem Herrn gehen. Die zwei anderen Schwestern, die Katy und die Jarmila, besuchen noch die Schule, aber ›die haben sich beide nicht zur Welt‹, und die eine, die Jarmila, ist auch sehr häßlich.

Da ist die Betka eine ganz andere! Die geht immer zur Fanka in die Wohnung, wenn sie ihr Wäsche bringt oder die Mutter sie um Geld schickt, und da nimmt sie der Fabrikant immer auf den Schoß, tätschelt sie und sagt:

»Die Betka wird einmal ein großes Luder werden.«

Diese Prophezeiung wiederholt die Betka dem Jarda mit selbstgefälliger Miene und Jarda, dem unklar die Überzeugung aufdämmert, daß der Begriff ›ein großes Luder‹, den er bisher nur als Schimpfwort vernommen hat, etwas sehr Schönes und Erstrebenswertes sein müsse,

zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß die Betka Dvorak ein großes Luder werden wird. Was die heute schon alles kann! Sie weiß sich aus Papier eine Haareinlage zu falten und ein Toupet zu kämmen, sie lehrt die vor Staunen erstarrten Kampamädel, wie man sich mit einem eben verlöschten Zündhölzchenkopf tiefschwarze und gewölbte Augenbrauen malen kann, sie tanzt alle Tänze und vor allem weiß sie tausend ungeahnte Dinge, die sie aus den Gesprächen ihrer Schwester aufschnappt.

Mit diesen Kenntnissen hat die Betka längst allen Kampa-Kindern Respekt eingeflößt. Die kleine Luise Hejl, die neben dem hinkenden Adalbert vielleicht die sklavischste Anhängerin Jardas und immer hinter ihm her ist, hat auch für Betka eine Miene der Bewunderung.

Auch dem Jarda würde die Betka imponieren, wenn er nicht fühlen würde, daß er ihr selbst imponiert.

Sie fühlt es bewußter als alle anderen, daß er etwas Nobleres ist als die Lausbuben von der Insel Kampa; vor allem gefallen ihr seine besseren Kleider. Anfangs hatte sie ihre Zuneigung für ihn hinter überlegener Kälte zu verbergen versucht, aber als sie gesehen hatte, wie die anderen Mädel ihm nachstellten, wie sie ihn baten und bettelten, daß er mit ihnen schlittschuhlaufen möge, während die anderen Burschen die Mädchen vergeblich aufforderten, wie sie nur ihn jagten, wenn man ›Baba‹ spielte — da hatte sie sich entschlossen, den Kampf um

Jarda aufzunehmen. Sie wußte, wie fieberhaft er zuhorchte, wenn sie die Gespräche ihrer Schwestern wiedergab, und so nahm sie ihn beiseite, wenn sie etwas Feines erlauscht hatte und teilte es ihm, statt es zwecklos *coram publico* vorzubringen, als ein Geheimnis mit.

Kam Luise Hejl ihnen nachgelaufen, um bewundernd und stumm den Gesprächen ihrer beiden Idole zuhören zu können, dann verweigerte es ihr Betka:

»Ich habe mit Jarda ein Geheimnis zu besprechen.«

Jarda dreht sich mit einem knappen Blick des Mitleids nach Luise um, die ihnen mit Schmerz, Enttäuschung, Neid und feuchter Trübung der Augen nachschaut.

Beim Schlittschuhlaufen ist Betka fast immer Jarda Partnerin. Wenn er mit einer andern schleift oder einer andern seine beneideten ›Halifar‹-Schlittschuhe borgt, so geschieht es gewöhnlich nur auf Bitten eines abgeblitzten Bewerbers und unter der Bedingung, daß die von Jarda Ausgezeichnete von nun ab mit dem Abgewiesenen schleifen werde.

Am Abend pflegt Jarda mit Betka an der Moldauböschung unter der Karlsbrücke zu sitzen, und sie besprechen, wie es die Betka anstellen werde, um ein großes Luder zu werden.

Oder sie kriechen über das Gitter in die Odkolek-Anlagen und erörtern, in einem Strauch versteckt, ob Betkas Schwester, die Anna, im Recht gewesen sei, wenn sie nicht mehr mit dem Freunde des Fabrikanten gehen

wolle, obwohl er ihr dafür Geld gebe.

## Viertes Kapitel

Karl Duschnitz hatte nichts mehr zu fürchten gehofft. Das war während seiner Zeit am Meere, in all seiner Unruhe die einzige Ruhe gewesen: daß ihm nach jener vielfachen Katastrophe nichts mehr genommen werden, nichts mehr widerfahren könne. Der ihm damals bevorstehende Weg zu dem Flößer war ihm wohl als etwas unendlich Peinliches erschienen, aber schließlich war immerhin in dem äußerlichen Umstand, daß dieser Mann von dem Vertrauensbruch in seiner Stube niemals etwas erfahren könne und ahnungslos die Belohnung als Dank für eine Lebensrettung glücklich entgegennehmen werde, eine Möglichkeit zu diesem Wege gewesen. Doch für Karl Duschnitz war noch furchtbareres gekommen: die Mitteilungen der Flößersfrau, daß ihr Mann alles wisse und daß sie ein Kind bekommen werde. Ein Kind. Sein Kind. Die schauerlichste Stunde seines Lebens, seine einzige und seine schuftigste Tat, wollte in einem Menschen fortleben, in seinem Kind.

Daß der Flößer Chrapot so glatt abgefunden war, kam für Karls Gemütszustand natürlich gar nicht in Betracht. Duschnitz fürchtete das Kind, und in wollüstigem Eifer des Sichselbstzerwühlens legte er sich dar, daß es nur die

tausend Gulden waren, deren Empfang dem Flößer die Besinnung geraubt hatte; und nun werde ihm das Kind die Besinnung wiederbringen. Das Kind werde den Flößer immer und immer wieder zur zähneknirschenden Erkenntnis zurückrufen, daß er ein Narr gewesen sei, irgend einen Ertrinkenden mit Mühe vom Tode zu retten und nach Hause zu tragen, damit ihm der gleich bequem sein Weib nehmen, sein einziges Glück vernichten, sein Heim schänden und dann gemächlich fortgehen könne. Duschnitz haßte und fürchtete das Kind.

Er rechnete die Wochen und Tage aus, dachte an Totgeburten und träumte von toten Kindern. Bis einmal der Flößer Chrapot zu ihm kam, ihm zu sagen, daß das Kind ein Knabe sei. Chrapot brummte noch etwas von ›Taufe‹ und ›morgen‹ und ›Ehre sein‹, aber Karl Duschnitz stierte ihn nur an, und um seine Augen tanzten Foeten, zu frohem, ewigem Leben erwacht, und zeigten mit den Armen auf ihn. Es dauerte, bis er sich ermannte und dem Flößer Geld gab.

Von diesem Tage an war Duschnitz völlig zum Einsiedler und Sonderling geworden. Er verließ seine Wohnung in der Rittergasse nicht mehr, kleidete sich gar nicht an, sondern saß im Schlafrock jahrein, jahraus, Tag und Nacht am Fenster und sprach mit sich selbst. Manchmal kamen Verwandte oder alte Freunde der Duschnitz'schen Familie und versuchten ihm diese Lebensweise auszureden. Aber er erwiderte nur kurz, daß

er so zufrieden sei. Man mußte ihn kopfschüttelnd seinem Schicksale überlassen.

Hie und da kam der Flößer Chrapot, von seiner Frau geschickt, unter irgend einem Vorwand, mit irgend einer Anfrage, wie es Herrn Duschnitz gehe, irgend einem Bericht, daß der Junge unwohl sei oder dergleichen. Duschnitz nahm das schon als etwas Selbstverständliches hin und gab dem Flößer immer ein Geldgeschenk.

Und einmal kam die Chrapotin selbst. Ihr Gast von damals war ihr selbst in den sechs Jahren, da sie ihn nicht gesehen hatte, in der Erinnerung sozusagen verklärt worden, sie hatte ein Sehnsuchtsgefühl nach dem feinen Herrn, der ihr das Glück ins Haus gebracht hatte, den Jungen, den Reichtum und den Neid der Nachbarn. Sie wollte ihn wieder einmal sehen und auch den Jaroslaw dort einführen, damit er statt ihres Mannes, der oft auf der Floßfahrt war und immer kränker wurde, die Gänge zu Duschnitz machen könne.

Jaroslaw hatte gerade ein Zeugnis nach Hause gebracht. Es war nicht schlecht, weil der Lehrer manche Fehler und manche Faulheit des Jungen seiner Unkenntnis der deutschen Unterrichtssprache zugeschrieben hatte. Frau Chrapot zog nun dem Jungen seinen neuen Anzug an, kämmte und wusch ihn eifrig, putzte sich selbst möglichst heraus und ging zu Duschnitz um ihm den Jungen zu zeigen, daß der Junge in die deutsche Schule gehe und gute Fortschritte mache. »Wir

gehen jetzt zu einem sehr noblen Bekannten, sei recht artig dort,« schärfte sie dem Kleinen ein.

So empfing Duschnitz den Besuch der zwei Menschen, die er haßte und fürchtete. Es war die Furcht, die ihm Fragen nach dem Familienleben der Chrapots diktierte, es war die Hoffnung zu erfahren, daß sein Besuch nicht jenen Zerfall des häuslichen Glückes hervorgerufen hatte, wie er ihn sich ununterbrochen ausmalte. Aber die Chrapot war viel zu schlau, um ihm die Wahrheit zu sagen:

»Na, das können Sie sich denken, daß er mir das jede Weile vorwirft.«

Duschnitz überlief ein klammernder Schauer: »Und wie ist er zu dem Jungen?«

»Er kann ihn nicht leiden,« log die Chrapot.

»Weil er ihn an das Vorgefallene erinnert?«

»Ja, ja««

Meidend suchte der gebückte Kopf Duschnitz's die Augen seines Sohns, suchte in ihnen die Spuren seiner Leiden, suchte in ihnen die Leichen seiner Freunde, eine umklammerte Schiffsplanke, einen glücklichen Flößer und einen geilen Frauenblick und ein zerfleischtes Familienglück und einen zerstörten Glauben an das Wunder.

Der kleine Jarda schaute geblendet und verblüfft herum, durch die offene Türe in das Nebenzimmer, auf den Plafond, von dem in hundert Kristallen gläserne



Blumen baumelten, auf die Wand, an der schwarze große Herren und Frauen in alten Bildern hingen und ein mächtiger Spiegel mit geblütem Glas als Rahmen, in die Ecke, in der ein bauchiger Glaskasten stand, mit unverständlichen Schnitzereien, Figürchen, Männlein, Porzellankatzen, Häuschen und Gruppen.

»Sehr ähnlich ist Ihnen der Junge,« sagte die Chrapot, »sehr. Die Augen, die Nase.«

Karl Duschnitz fiel ein, daß er dem Jungen etwas schenken müsse, daß das der Zweck des Besuches sei. Schwerfällig erhob er sich von dem braunen Lederstuhl und ging zum Nachttisch an seinem Bett, entnahm dem Schubfach einen Schlüsselbund und schritt zur eisernen Kassa, die neben der Türe stand. Wie eingehängt sind in ihn die gierigen Blicke von Mutter und Kind. Im oberen Fach der Kassa steht ein Schmuckkästchen, das Duschnitz zum Fenster trägt. Gold klingt darin und rasselt. Er sucht eine Uhr heraus und dann eine Kette mit blauen Perlen. Die befestigt er an der Uhr und reicht sie dem Kleinen ohne ihn anzusehen.

»Da hast du.«

Mit gehöhlter Hand packt Jarda zitternd das Geschenk. Eine goldene Uhr, rückwärts auf dem Mantel mit einem weißen Bild auf kobaltblauem Email, ein Hirsch und zwei Hunde und ein Jäger mit einer großen, gewundenen Trompete und noch ein Jäger mit erhobenem Gewehr. Eine wirkliche Uhr, nicht ein so schundiges Spielzeug

wie jene, die er sich am Nikolomarkt um zehn Kreuzer gekauft und protzig mit der Kette zum Spiel getragen hat. Jarda legt sie ans Ohr.

»Die muß ich erst aufziehen, gib her,« sagt die Mutter. Widerstrebend trennt er sich von dem Kleinod.

»Die kriegst du aber noch nicht,« sagt die Mutter laut, damit Duschnitz höre, sein Geschenk werde in Ehren gehalten, »erst bis du größer bist. Jetzt würdest du sie nur verderben.« Tsrr, tsrr, tsrr macht das Uhrwerk, da es Frau Chrapot aufzieht.

Jarda schaut wieder in dem herrlichen Reich umher, das so etwas ganz anderes ist als das Zimmer zu Hause und die Wohnungen der Kampaleute, in denen er war. Er hatte gar nicht gedacht, daß es so etwas Prächtiges geben könne. Und dort, auf dem Schreibtisch, ah, das ist etwas Wunderbares. Ein kleiner Handschar ist es, der als Papiermesser dient. Die Augen des Jungen bohren sich in den graugelben Hornschalen des Messergriffs und in dem Glanz der vernickelten Klinge fest. Wenn ihm der Herr lieber dieses Messer schenken möchte statt der Uhr! Da würden die Kampajungen Respekt haben und Furcht, wenn er es so aus der Tasche ziehen würde. Ob er darum bitten könnte? Das geht wohl nicht, da würde die Mutter gewiß schimpfen.

Wenn er es wenigstens anrühren könnte! Langsam, wie absichtslos, rückt er dem Schreibtisch näher. Und plötzlich packt er den Messergriff in die Faust und streckt

ihn in knappem Bogen so hoch über sich, wie sein Arm reicht.

»Schau her, wie das schön ist, Mutter,« jauchzt er.

Karl Duschnitz springt von seinem Stuhle auf, nichts mehr von der ächzenden Anstrengung ist zu sehen, mit der er sich früher aufgerichtet hat. Sein flackernder Blick ist jetzt festgehalten, in einem Entsetzensstrahl, der nach dem messerschwingenden Jungen geht. Es ist, als ob er sich, blaß, dem kleinen Jungen entgegenstürzen wollte, aber er bleibt an dem Stuhle stehen, er sagt nur kurzatmig:

»Leg' —leg' das hin.«

Ängstlich gibt Jarda das Messer wieder an seinen Platz. Er versteht nicht, wie sich der fremde Herr so aufregen könne. Auch Frau Chrapot ist ganz verblüfft, aber sie weiß doch Worte zu finden.

»Du Lausbub, kannst du nicht einmal in fremder Wohnung artig sein? Na warte, zu Hause wirst du schon deinen Teil kriegen!« Zu Duschnitz: »Sie müssen entschuldigen, gnädiger Herr. Wenn so ein Junge ein Spielzeug sieht, ist er wie verrückt.«

Duschnitz ist mit lautem Atmen wieder sitzend gebeugt. Er sammelt sich krampfhaft zu einer Antwort: »Ach, es war ja nichts. Ich bin nur so schrecklich nervös.«

Jarda muß dem Herrn noch einen schönen Dank sagen und ihm die Hand küssen, dann gehen Frau Chrapot und

Jaroslav.

## Fünftes Kapitel

In der deutschen Schule ist dem Chrapot Jaroslaw keine besondere Beliebtheit nachzusagen. Er ist zwar gescheit genug, sich die Sprache anzueignen, die aus den wispernden Einverständnissen der Schüler, aus den Vorhaltungen und eintönigen Erklärungen des Lehrers und aus den Sätzen der Lehrbücher und der eigenen Hefte auf ihn eindringt, aber ihm fehlt die Geschicklichkeit zur Aussprache, die Schlagfertigkeit der Redensart und der Witz eines Ausdruckes, so daß er sich von Freundschaften fernhält. Vor allem aber: Was kann ihm irgend eine Hetz der Mitschüler, irgend ein Geheimnis wichtig sein, nach seinen Kenntnissen von anderen reichen Welten, in die er bei seinen seither wiederholten Besuchen in der Rittergasse einen Blick getan, von anderen reichen Welten, aus denen die Schwestern der Betka Dvorak immer stärkeres Parfüm in ihre Wohnung auf der Insel Kampa tragen?

Noch immer sitzen Jarda und Betka allabendlich im Gestrüpp der längst geschlossenen Anlagen beisammen und besprechen die alten Probleme mit neuen Lösungsversuchen, die in erlauschten Gesprächen der älteren Schwestern Betkas ihre Herkunft haben. Die

Emmy hat schon keine Bekanntschaft mit dem Fabrikanten mehr und wohnt wieder zu Hause, aber sie ist doch nicht in Arbeit; sie geht jeden Nachmittag zu einer Frau auf dem Riegerkai, wo immer Herren sind, und von dort bringt sie Geld nach Hause. Die Anna ist noch in der Druckerei und spricht auch noch mit dem Friseurgehilfen, aber die Emmy nimmt sie doch manchmal zu der Frau auf dem Riegerkai mit. Dort verkehrt auch ein verheirateter Herr, der ist ganz verrückt in die Anna und hat ihr eine Brosche geschenkt und viel Geld. Dafür hat sich die Anna Wäsche und Spitzen und dann ein Mieder, so ein modernes langes, gekauft und einen Hut. Der Rudl hat sie argwöhnisch gefragt, von wem sie den Hut hat und die Brosche, und die Anna hat ihm eingeredet, daß die Brosche der Emmy gehört, die sie aber nicht trägt, weil sie eine Perlenschnur hat, und der Hut, der sei der vorjährige Hut von der Emmy, nur die Form sei bisserl geändert und das Band und die Federn neu. Die feine Wäsche aber und das Mieder nimmt die Anna nur, wenn sie auf den Riegerkai geht, und wenn sie nach Hause kommt, zieht sie alles wieder aus, damit der Rudl nichts merkt. Die Schwestern lachen immer, wenn die Anna erzählt, wie sie den Rudl an der Nase geführt hat und wie er alles glaubt, und die Anna sagt immer: »Lacht nicht, eigentlich tut er mir leid.« Aber die Emmy sagt: »Ganz recht geschieht ihm! Hätt' er nichts dagegen gehabt, wie du mit dem Herrn gegangen

bist, so brauchtest du ihm jetzt nichts einzureden, und er könnte was von deinem Geld haben und hätte dich mitsamt deiner Spitzenwäsche und deinem Mieder. Er könnte einen Herrn spielen, und so spielt er einen Esel. Die anderen könnten für ihn die Krens sein und so ist er selbst ein Kren für die anderen . . .« Die vierte Schwester, die Katy, wurde auch schon von der Emmy zu der Frau auf dem Riegerkai mitgenommen und hat hundert Kronen bekommen. Das erste Mal kriegt man hundert Kronen.

Ethische Erkenntnisse, soziale Grundsätze solcher Art wälzen sich auf den kleinen Jarda.

Daß der ein Kren ist, ein Gewurzter, dessen Geliebte hinter seinem Rücken mit anderen Männern zusammenkommt und deren Geschenke vor ihm verbergen muß.

Daß der aber einen Herrn spielen kann, der davon weiß, daß sein Mädels mit anderen Männern zusammenkommt und aus deren Geschenken Nutzen zieht. Für den sind wieder die anderen Krens.

Und daß man das erste Mal hundert Kronen kriegt.

Dabei hat er durch Betka längst von den Gerüchten erfahren, die über seine Mutter auf der Kampa im Umlauf sind, und von dem ohnmächtigen Herrn, den der Flößer Chrapot von dem Wrack des Moldaudampfers auf die Kampa gebracht hat, und von dem Reichtum der Chrapots, der von diesem Manne stammen soll. Längst hat Jarda diesen sagenhaften Herrn mit dem jungen Greis

in Zusammenhang gebracht, der damals so erschrocken war, als Jarda das schöne Messer schwang.

Dieses Vielerlei von Gewichtigkeiten und das Nichtverstehen der letzten Zusammenhänge reißt und zerrt an Jaroslaws Jugend und ist die Tortur seiner Gedanken und Träume. In der fünften Klasse fällt er durch — ein schwerer Schlag für Frau Chrapot, die ihren Buben schon im Geiste unter der neidvoll-gehaßten, mit Schneebällen und Kieselsteinen beworfenen Schar der nächstjährigen deutschen Kamparealschüler gesehen, die mit mächtigen Schulbüchern, Reißbrettern und imposant großen Heften unter dem Arm, manchmal auch einen Riemen mit Turnschuhen in der Luft schwingend, mittags und nachmittags aus dem Säulentor des wuchtigen Uferpalastes strömen. Frau Chrapot muß sich noch ein Jahr gedulden. Aber auch dann dauert die Herrlichkeit, einen ›Studenten‹ zum Sohn zu besitzen, nicht lange. Anfangs sucht er sich zwar in der Realschule zu behaupten, die ihm eine glanzvolle Welt dünkt, ihn mit Burschen ganz, ganz anderer Art zusammenbringt, als es die armen schmutzigen Kinder der Kampa-Häuschen sind. Grafen sind hier, die aus ihren vornehmen, stillen Palästen vom Hradschin im Automobil oder in ihren Equipagen in die Schule fahren, Grafen und Barone aus der Erziehungsakademie für verarmte Aristokratensöhne, elegante Burschen, deren Väter die hohen Beamten der Statthalterei, des Landesausschusses, des



Oberlandesgerichts und des Landesschulrats sind, im Klassenzimmer spiegelt sich ihm der ganze Glanz der Kleinseite wieder, dieses vornehmen Stadtviertels, das nur einen einzigen, kleinen Teil für Not und Elend reserviert hat — die Insel Kampa. Hierher dringt nur durch Kammerdiener oder Kutscher manchmal ein Gerücht über die Lebensweise oder irgend eine Angelegenheit der adeligen Welt, von der man räumlich nur durch eine kurze Mühlenbrücke getrennt ist, und stößt bei den Kampa-Leuten auf das Kopfschütteln grenzenlosen Erstaunens. Jetzt aber ist für den Flößerbuben die Brücke überschritten, er sitzt täglich sechs Stunden mit den Sagenhaften im selben Zimmer, teilt mit ihnen dasselbe Leid. Gleich nach dem Namen des Freiherrn Ferdinand von Butzberg-Lehrtheim kommt sein Name im Schüleralphabet. Er träumt davon, einmal mit allen diesen Noblen gut Freund zu sein, mit ihnen im Automobil oder in der Equipage nach Hause zu fahren, oben in ihrem Palaisgarten im Altan Tee zu trinken und mit ihren Schwestern zu sprechen, den Komtessen und Baronessen.

Aber bald sieht der kleine Jarda, daß es mit seinen Freunden vom aristokratischen Stande nichts ist. Die feinen Herrchen beachten ihn kaum, sie halten nur untereinander Verkehr, sie sprechen von Tennisturnieren und Karosserien und Entenjagden, und sogar die Beamtenöhne, die sichtlich um die Gunst ihres Verkehrs

buhlen, werden von ihnen ignoriert. Selbst dem Sohne eines Großindustriellen, der auch im großen Auto täglich vor der Schule vorfährt und der sich verzweifelt müht, an die Adelligen Anschluß zu finden, und sie einlädt, bringen sie keinerlei Beachtung entgegen.

Bald beginnt Jarda seine adeligen Mitschüler als aufgeblasene Laffen zu hassen, noch widerwärtiger aber ist ihm das Gehaben der anderen Mitschüler, die sich entwürdigend bei ihnen einzuschmeicheln suchen. Er sieht die Unmöglichkeit ein, als Flößersohn hier je als Gleicher unter Gleichen gewettet zu werden, er fühlt sich fehl am Platze, vereinsamt und unglücklich, läßt seinen anfänglichen Eifer absichtlich erlahmen, fällt im zweiten Semester der Prima durch und muß nun in die Bürgerschule.

Noch deckt seine Machtsphäre die Kinderwelt der Insel Kampa rivalenlos und ungeschränkt. Doch ein Stück seiner Herrschaft rutscht merklich aus seinen Händen, das ihm liebste Stück: Betka. Betka ist ein fünfzehnjähriges Fräulein, er ist ein dreizehnjähriger Knabe. Er merkt es. Zwar: Noch kommt sie täglich zum Plausch, ja, sie läuft ihn zu suchen, wenn sie zu Hause ein wertvolles Geheimnis erkundet hat, noch schleift sie nur mit ihm und leiht sich seine Schlittschuhe, noch hat sie ihn gern — aber sie ist ein fünfzehnjähriges Fräulein und er ist ein dreizehnjähriger Knabe. Die aufgeschnappten Künste ihrer Kinderzeit sind nicht mehr Künste nur des

Vorführens im Kinderkreise wert, nein, das Toupetkämmen, Augenbrauenziehen und der Gebrauch des schwesterlichen Puderpapiers sind nun Wichtigkeiten ihrer Toilette und passen zu ihr. Schon streifen Männeraugen über ihre Gestalt, und Betka fängt diese Blicke.

Auch ihr Sehen ist ein anderes. Oft hat Jarda von ihr Ausrufe zu hören: »Schau, das ist ein fescher Kerl, der dort steht.« Das sind Sätze, die aus einem Land kommen, das Jarda noch nicht erreicht hat. Nie würde es ihm einfallen jemanden fesch zu finden. Er weiß, daß das Äußerungen der Begierde sind, und er weiß nicht, was die Begierde ist. Dieses Nichtverstehen quetscht und zerrt an seinem Fühlen, mehr aber noch quält es ihn, daß Betka vergleicht und andere fesch findet. Was ist er ihr, er, Jaroslav Chrapot, ihr täglicher, ununterbrochener Partner seit lallenden Tagen? Nie wurde die Frage aufgeworfen, nie gab es eine Definition für ihr gegenseitiges Verhältnis. Nun will er es wissen, und so fragt er, möglichst im Bagatelleton, seine Qualen zu verbergen strebend, die simple Frage: »Und was bin ich?« Betka schaut ihn an, auch ihr ist die Frage kaum je gekommen, und sie fühlt das zerreißende Beben, das in ihrem jüngeren Genossen faucht, da er die Antwort verlangt. Sie kraut ihn in den Locken und zupft ihn daran nach Gassenmädelart: »Du? Du bist der Jarda, mein kleines Lausbüblein.«

Das ist wenig, und es kommen Abende, wo Betka sehr sinnend ist, wenn sie mit Jarda im Odkolek-Park auf der Erde sitzt, und sie unterbricht sich in Sätzen. Einmal sagt sie ihm die Wahrheit:

»Die Emmy will, ich soll jetzt auch auf den Riegerkai gehen, mir die hundert Kronen zu verdienen.«

Sie schaut mitleidig auf Jardas verstörte Lippen.

»Ich hätte es dir nicht gesagt, weil ich mir gedacht habe, daß es dich kränken wird. Aber ich dachte mir, es ist besser, wenn du vorher davon weißt.«

Jarda versteht das und möchte dankbar dafür sein. Er weiß doch gut, daß der Rudl nur deshalb ein Esel ist, weil er nicht einverstanden war, daß seine Geliebte mit anderen Herren geht und nichts davon weiß, daß sie es doch tut. So war die Maxime: »Er könnte den Herrn spielen und so spielt er einen Esel.« Also eines ist sicher: Er, Jaroslaw Chrapot, kann den Herrn spielen, denn er weiß es ja vorher. Dafür sollte er der Betka dankbar sein, und er weiß nun auch, daß er etwas für sie bedeutet, denn sonst hätte sie ihm das vorher nicht sagen müssen.

»Ich habe der Emmy schwören müssen, daß ich niemandem etwas davon sagen werde, aber ich sag' es dir doch.«

Jarda nickte bloß. Ja, ja er sollte der Betka dankbar sein. Wenn nur nicht das Ganze so gräßlich wäre. Alles verschwimmt vor seinen Augen, und in die dicht verzahnten Ranken des Gebüsches, in dem sie sitzen,

schneiden sich seine Gedanken eine breite Kaistraße mit Straßenbahn, Firmatafeln, Hunden, Glühlampen, Häusern, großen Häusern und Menschen, — und irgend etwas bewegt sich in der Mitte der Fahrbahn. Jaroslaw sieht ganz genau, daß sich etwas in der Mitte der Fahrbahn bewegt, aber er weiß nicht, wie das aussieht, was er ganz genau und ganz nahe vor sich sieht, ob es eine Staubwolke ist oder ein winziger Seidenpinscher oder ein rotes, großmächtiges Automobil oder ein Messer, wie das in der Rittergasse war, oder ein fescher Herr oder eine Blume. Jarda denkt gar nicht nach, wie das aussieht, was in der Mitte des Riegerkais ist, er gibt dem gar keine Form. Er weiß nur, daß es sich bewegt, fort von ihm, schnell fort von ihm, und gleich wird es ganz verschwunden sein.

Das Mädchen weckt ihn mit einem Trost aus dem Denken. »Weißt du, Jarda, ich schenke dir zehn Kronen von dem Geld, dafür wirst du dir einen solchen schwarzen Stock kaufen mit silbernem Griff, wie ihn die eleganten Herren haben, nicht?«

Er lächelt ein bißchen. Ein solcher Stock ist Betkas Ideal. Alle Herren gefallen ihr, die solche Spazierstöcke tragen. Jetzt wird er auch einen haben. Nein, ein ›Kren‹ ist er nicht, wie der Rudl, der nichts davon hat, daß sein Mädels mit andren geht. Er, Jaroslaw, wird einen Ebenholzstock haben mit Silbergriff. Der Herr mit den hundert Kronen, der wird der ›Kren‹ sein. Jarda ist schon

ein wenig ruhiger, und spricht nun den ersten Satz seit Betkas Mitteilung:

»Wann wirst du denn hingehen?«

»Ja, das weiß ich eben nicht. An Wochentagen kann ich nicht fort, weil ich zu Hause helfen muß, und wenn ich mich anziehen würde, würde es der Mutter auffallen. Und am Sonntag, da muß ich mit den Eltern gehen — weil ich die Jüngste bin. Mit der Emmy wollen mich die Eltern nicht einen Schritt ausgehen lassen, sie trauen ihr nicht. Ich hab' schon mit der Emmy herumspekuliert, wie ich am besten von zu Hause verschwinden soll, wir haben aber noch nichts Gescheites herausgebracht.«

Daraus schimmert für Jarda so etwas wie eine Hoffnung: Vielleicht kann sie überhaupt nicht abkommen?

Bis Betka eines Tages, selbst aufgeregt, ihm zuflüstert:  
»Heute gehe ich.«

»Wieso kommst du ab?«

»Der Herr wird von vier Uhr nachmittags im ›Hotel Post‹ warten, da gleich drüben auf dem Maltheserplatz. Da brauch' ich mir erst nicht bessere Kleider anzuziehen, ich laufe einfach hinüber, wie ich bin.«

»Weißt du denn, in welchem Zimmer er ist?«

»Die Emmy wartet auf mich vor dem Großpriorat und führt mich hinauf.«

Bei Tisch rührt Jarda nicht ein Stückchen Essens an. Die Mutter fragt ihn, was ihm fehle, er schützt

Kopfschmerzen vor. Frau Chrapot ist entsetzt über das moldaufarbene Gesicht ihres Jungen. »Nachmittags gehst du mit mir zum Doktor.«

»Ich geh' nicht.« Er läuft aus dem Haus. Irgendwohin. Um vier Uhr versteckt er sich an der Ecke der Traubengasse und wartet, bis sie geht. Sie bemerkt ihn nicht, dann rennt er wieder zu der Mühlenbrücke über den Certovka-Arm der Moldau und schaut ihr nach, bis sie mit der Emmy zusammenkommt. Von dort jagt er zurück, durch das Durchhaus im ›Alten Bad‹ und lugt um die Ecke, bis Emmy und Betka im Hoteltor verschwinden.

Nun schleicht er sich in das Vestibül der Maltheserkirche. Hier ist Jarda oft gewesen, weil hier die Schulgottesdienste der Kampa-Realschule abgehalten werden. Jetzt ist er dem Hotel gerade gegenüber. Er versteckt sich hinter dem Pfeiler und schaut geradeaus. Die braune Heiligenstatue auf dem Platz, an deren Postament ein welk und spröde gewordener Kranz hängt und eine rote Ampel brennt, stört die Aussicht kaum. Die Hotelfenster sind offen. Überall sind Gardinen, aber nur oben vereinigen sich ihre beiden Hälften zu einer Spitze und senken sich dann, schräg auseinandergehend, in die Ecken des Fensterbrettes. Ein Dreieck bleibt in jedem Fenster unverdeckt. Aber die Dreiecke sehen von unten schwarz aus — Jarda kann nicht wissen, in welchem Zimmer Betka mit dem Herrn ist.

Bis — Jarda kann nicht atmen — ein Herr mit braunem Spitzbart am Fenster im ersten Stock erscheint. Er nestelt an der Rouleau-Schnur. Ein gelber Leinenvorhang rollt langsam auf das Fensterbrett hinunter. Dahinter verschwindet der Herr, alles . . . Nur der gelbe Leinenvorhang ist noch zu sehen, mit je einem roten Streifen am Rand.

In Jardas Kopf schaukelt es, und er muß sich an den Pilaster stützen. Ein gelbes Rouleau fällt über seine Augen, rote Streifen, aber er sieht durch, ja, er sieht durch, ein spitzbärtiger Mann, er schwingt hundert Kronen, mit den Füßen schlägt er auf Betka los und Betka küßt ihm die Füße, muß ihm die Füße küssen, er besudelt die Betka und lacht. Und dann sieht Jarda gar nichts. Nicht die Heiligenstatue mit dem welken Kranz am Sockel, nicht die Lampe, nicht die Lampe, gar nichts.

Er läuft wankend fort. Oberhalb der Fenster des Buquoyschen Palastes lacht von der Mauer herab eine Reihe spitzbärtiger Gesichter, alle sind ganz gleich und lassen die Rouleaux hinab.

Jarda kann die Tränen nicht mehr halten. So sehr er sich schämt, wie ein Kaschkind zu weinen, er kann es nicht verhindern, daß es über seine Wangen und sein Kinn strömt, wie die Wasser des Altstädter Wehres, vor das er sich unten auf die Kampa-Böschung, zwischen die Landungspflöcke der Kähne, auf staubige Grasbüschel und grünbraune Lindenblätter setzt, damit ihn niemand



weinen sehe.

Im Mund verspürt er einen bitteren Geschmack. So hat er den kandierten Kalmus geschmeckt, den er einmal von einem Mandolettimann gekauft hat; er hatte geglaubt, es seien verzuckerte Orangenschalen.

Sein Hals ist trocken. Der Magen ist leer. Seine Augen schmerzen ihm vom Weinen. Sein Herz schlägt wirres Zeug. Seine Stirn ist heiß, nein, kalt ist sie. In diese Leiden sind Gedanken verzahnt, Gedanken, die gräßlich verwundend durch den ganzen Körper laufen.

Er möchte sich trösten: Der fremde Herr ist ein Kren, er muß ja hundert Kronen zahlen.

Aber plötzlich durchzuckt ihn ein gräßlicher Schluß: Hundert Kronen kriegt das Mädel nur das erste Mal — also ist sie jetzt weniger wert. Weniger wert.

Jarda springt auf und möchte ins Hotel Post, es der Betka sagen. Schnell — bevor es zu spät ist. Aber er kann nicht. Seine Eingeweide rumoren, und der kleine Jarda erbricht. Schleimiggrüne Galle fällt in das Moldauwasser. Fast wäre er selbst ins Wasser gestürzt, so bebt er. Er muß sich halten.

Es kommt ihm vor, als ob ihn jemand von der Brückenbrüstung beobachte. Er schaut auf. Es sind die Heiligenstatuen, ihre Rückseite. Wie Säulen sehen sie aus, halbrund und glatt. Man sieht genau, wo sie geflickt sind, man hat sich nicht bemüht, die eingesetzten hellen Steine mit dem Dunkel des ursprünglichen Materials in

Einklang zu bringen. Wozu auch? Das ist ja die Rückseite. Die Leute gehen vorüber, ihre Köpfe bewegen sich längs der Brüstung, aber sie wissen nicht, wie häßlich die Denkmäler von hinten sind. Sie wissen ja nichts, die Menschen. Sie wissen nicht, was im Hotel Post vorgeht, sonst würden sie nicht so ruhig ihres Weges gehen.

Jarda steht auf. Er muß nach Hause, sich niederlegen. Dort geht gerade die Emmy Dvorak. Sie kommt aus dem Hotel Post und hat ihn gesehen. Jarda biegt nach links ab, er will ihr nicht begegnen. Sie ist an allem schuld. Sicherlich lacht sie ihn jetzt aus: Der Jarda Chrapot geht hier ahnungslos umher, während die Betka bei dem Herrn ist. Nein, sie darf nicht glauben, daß er ein Kren ist. Er wischt sich die Tränen aus den Augen, zwingt sich zu heitrem Aussehen und läuft der Emmy nach: »Fräulein Emmy, Fräulein Emmy!«

»Ja?«

»Ich weiß, daß die Betka im Hotel Post ist. Ich hab' nichts dagegen gehabt, daß sie hingeht.«

So. Jetzt ist ihm leichter. Alles ist verloren, aber er steht nicht als Genarrter da.

## Sechstes Kapitel

Jaroslav Chrapots Lehrzeit in der Drogerie, in die er nach beendeter Bürgerschule eingetreten war, ist von kurzer Dauer gewesen. Schon nach vier Monaten hat er die Stelle verlassen; der Buchhalter hatte ihm wegen einer Verwechslung ein Kopfstück versetzt, und Jarda war daraufhin aus dem Geschäfte fortgegangen, um nicht mehr wiederzukehren. Er ist dann ein paar Monate stellungslos und gibt sich ganz seinen Regierungsgeschäften auf der Insel Kampa hin. Er kann über die Mädchen eine Tyrannei ausüben, denn seine männlichen Alterskollegen arbeiten tagsüber in der Fabrik oder im Floßhafen oder fahren mit geschrieenen Grüßen als Flößer an den heimatlichen Häusern vorüber. Die damalige Abberufung der Betka zu dem fremden Herrn hat er nicht verwunden, im Gegenteil, sie schmerzt ihn noch mehr, seit er von Betka gelernt hat, um was es sich handelte. Durch diese Kenntnisse hat er einsehen gelernt, daß er damals ein rechtes Kind und im Grunde doch ein Dummkopf war, trotz des Ebenholzstockes. Aber jetzt, da er erwachsen ist, hält er sich reichlich schadlos. Wozu sind die anderen Mädels da? Wahllos nimmt er sie. Er fährt mit ihnen im Sommer auf einem

der Mühlenkähne zwischen der Häuserstraße durch, die das Prager Venedig bilden, die ›Certovka‹ einsäumen. Im Winter borgt er ihnen seine Schlittschuhe oder schleift mit ihnen bis knapp zur Humanka hinüber. So sind alle sein. Der Betka, mit der er noch immer geht, ist es allerdings nicht recht — aber tut sie es besser? Sie sagt zwar, bei ihr sei es etwas anderes, sie gehe auf den Riegerkai bloß um Geld zu verdienen, und gibt ihm auch wirklich immer einen kleinen Anteil, aber Jarda will bei anderen einholen, was er bei ihr versäumt hat. Mag sie schimpfen! Das freut ihn nur, wenn er sieht, daß sie eifersüchtig ist; das ist eine kleine Entschädigung für die würgende Eifersucht, die ihn damals zu Fieber und Erbrechen trieb. Mag sie ihn mit Vorwürfen überhäufen, er hat längst gelernt, sich aus Mädeln nichts zu machen. Er weiß schon: Wenn sie erfahren hat, daß er sie wieder einmal betrogen hat, ist sie, nachdem ihre Gardinenpredigt zu Ende ist, doppelt so zärtlich zu ihm, als sonst. Sie will, daß sie bei einem Vergleich mit den andern gewinne. Sie schimpft auch auf die andern.

»Daß du dich nicht schämst mit der Luise zu gehen, mit einer so dummen Gans!«

Jarda muß lächeln. Gescheit ist ja die kleine Luise Hejl wirklich nicht. Noch heute hat sie sich nichts von den Künsten angeeignet, die Betka schon als Kind gekonnt hatte. Luise trägt noch heute kein Toupet, ihr helles Haar ist in der Mitte gescheitelt und glatt über den Kopf gelegt,

wie ein geschlossenes Flügelpaar. Ihr blaues Kattunkleid, ihr gelber Strohhut mit einer Rose und einer Perlhuhnfeder sehen dürftig aus.

Aber die Luise hatte ein so stilles, erstauntes Glücklichsein, als Jarda sie an sich rief.

Sie hatte sich sozusagen eine Ehre daraus gemacht. Und als Jarda sie küßte, hatte sie unfreiwillig komisch den Kopf erhoben, als ob sie dem lieben Gott für so viel Glück danken wollte.

Sie ist ein armes Ding. Laufmädels ist sie in einem Kinderkonfektionsgeschäft in der Zeltnergasse, von acht Uhr früh bis acht Uhr abends muß sie sich für zwanzig Kronen Monatslohn plagen. Zu Hause hungert sie mit ihrer Mutter, und ihr Vater hat im vorigen Monat den Flößertod erlitten: die ›Schregge‹, der Floßanker hatte sich im Moldaugrund gelockert, und als sich der Hehl daran zu schaffen machte, hatte sich der Riesenbalken so heimtückisch und furchtbar um seine Achse gedreht, daß der Flößer mit zerschmettertem Schädel auf der Prahme lag. Sein Tod hatte unter den Flößerfamilien größeres Aufsehen hervorgerufen, als die meisten Unfälle. Während sonst die Berufskatastrophen in der Schleuse, hinter Jedibab, in Laube oder in Sachsen vorzukommen pflegen, hatte sich diesmal das Unglück bei der Hetzinsel abgespielt, also im Prager Polizeirayon und stand in der Zeitung. Es war dadurch sozusagen eine öffentliche Angelegenheit geworden. Fünf gedruckte Zeilen und ein

Fremdwort im Titel — die Flößerwelt war ganz stolz darauf, daß über einen aus ihrer Gilde in der Zeitung geschrieben wurde. Jarda hatte noch lachen müssen, als eine Nachbarfrau seiner Mutter das Zeitungsblatt ins Zimmer gebracht und kopfnickend gesagt hatte: »Die Aufschrift heißt ›Riskonto der Arbeit‹, das ist ganz richtig, die Arbeit ist wie ein Riskonto bei der Lotterie, man gewinnt nur selten und verliert fast immer.« Es war für Jarda nicht leicht gewesen, den Frauen den Unterschied zwischen ›Riskonto‹ und ›Risiko‹ — denn ›Risiko der Arbeit‹ hieß die Notiz — irgendwie klarzumachen.

Ja, es geht ihnen sehr schlecht den Hejlischen. Der Kaufmann will ihnen nicht borgen, sie essen nichts anderes, als Wassersuppe.

Jarda möchte der Luise gerne helfen, aber die paar Kreuzer, die er ihr geben kann, werden sie nicht aus der Not retten. Dem hinkenden Adalbert, der als das männliche Gegenstück zu Luise Hejl von klein auf Jardas unverhohlenster Bewunderer und ihm mit sklavischer Unterwürfigkeit untergeben gewesen ist, war immerhin leichter zu helfen gewesen. Der hinkende Adalbert mit den breiten Schultern und dem häßlichen Gesicht ließ sich schon als ganz kleines Kind, wenn man Haschen spielte, statt sich gut zu verstecken, halb absichtlich von Jarda fangen, um diesem eine Freude zu machen; wenn Jarda auf dem Eis hinfiel, hob er ihn auf, wenn beim

Messerwerfen das Messer statt sich in die Bank einzubohren auf die Erde fiel, bückte sich niemals Jarda danach, sondern immer der hinkende Adalbert. Dafür hegte Jaroslaw ein Freundschaftsgefühl für den armen Burschen und hatte durchgesetzt, daß die Toni Dolezalova, die Auserwählte des hinkenden Adalbert hie und da mit diesem schleife. Es war nicht so einfach gewesen. Die Toni Dolezalova wollte ihn nicht, sie mache sich nicht lächerlich, der Adalbert sei ein Krüppel, er könne ja nicht anständig schleifen, und habe ein so widerwärtiges Gesicht. Jarda mußte erst versprechen, dreimal mit ihr zu schleifen, bevor er erreichte, daß die Toni seinem hinkenden Freunde keinen Korb gab.

Jetzt arbeitet der hinkende Adalbert im Smichower Hafen, nicht als Flößer, denn das Geschäft ist flau, und man nimmt keine neuen Arbeiter auf, aber er hilft die Balken mit Bindwieden festzuknüpfen, die Weidenbänder mit Wasser zu besprengen, damit sie nicht zu spröde seien und beim Ansturm der Schleusenwässer nicht reißen, er stößt die Prahmen bei der Abfahrt aus dem Hafen ab.

Er hinkt noch immer, er ist so häßlich, er ist so dem Jarda ergeben und so in die Toni Dolezalova verliebt, wie er es als Kind war. Die Toni mag ihn noch immer nicht. So wendet sich der arme Flößerbursch in seiner Verzweiflung an Jarda. Der möge zu veranlassen versuchen, daß die Toni mit Adalbert am Sonntag in die

›Klamovka‹ tanzen gehe.

Das ist für Jaroslaw eine noch schwerere Aufgabe, als es damals war, die Toni zum Schleifen mit dem ihr verhaßten Verehrer zu bewegen. Aber Jarda erreicht auch diesmal durch die Drohung, nie mehr mit ihr zu sprechen, und mehr noch durch die Zusage, einmal mit ihr in das Kinotheater zu gehen, ihr Einverständnis. Über diesen Erfolg hat sich Jarda fast mehr gefreut als sein armer Freund, der bei der frohen Botschaft vor Glück noch blasser, noch häßlicher geworden war und kein Wort hervorzustammeln vermochte.

Die Toni Dolezalova hat dem Jarda nie gefallen. Aber jetzt, da er sie als Objekt einer so flammenden Leidenschaft sieht, denkt er daran, daß sie gar nicht so arg ist.

Einstweilen gibt es andere Mädels genug, und ihn freut seine Herrschaft über alle. Als er einmal abends mit einer Ruzena Rec nach einem Stelldichein in den Odkolek-Anlagen über die Mauer in die Eulmühlgasse zurückkletterte, kam gerade Robert Malik, Schuldienerssohn aus der Kampa-Realschule, vorüber. Die Ruzena Rec lachte: »Der wird eine Wut haben! Er hat mich schon zweimal angesprochen, aber ich hab' ihm gesagt, er soll seiner Wege gehen.«

Jarda freute sich ungemein, daß er dem Malik imponiert hatte, daß dieser ihn jetzt beneide. Robert Malik war früher, als Jarda noch Realschüler war, bei ihm



und bei den Mitschülern in Ansehen gestanden. Nicht etwa bloß deshalb, weil Robert Malik manchmal für seinen Vater die heilige, befreiende Schulglocke läutete oder weil er für den Direktor und die Professoren allerhand Dienste verrichtete oder weil er im Hofe Buttersemmeln und Schinkenbrot verkaufte, wenn sein Vater im ersten Stock am Verkaufsstand war, oder weil er Schulbücher und Tintenfüßer in Verwahrung nahm, wenn die Jungen ballastlos aus der Schule auf das Belvedere zum Fußballspiel eilen wollten. Sein Ansehen gründete sich auf seine Broschürenbibliothek. Er hatte Nick Carter-Hefte in Massen, Sherlock Holmes-Bücher und dergleichen. Ein unverbürgtes Gerücht erzählte, den Grundstock seiner Sammlung habe ein Professor gelegt, der einem Oberrealschüler einige dieser Hefte als Schundlektüre konfisziert und dem Schuldiener zur Vernichtung übergeben hatte. So hatte Robert Malik diese Literatur kennen gelernt und seine Bestände vervollständigt. Die Bücher verlieh er an die Realschüler, die danach toll waren, gegen ein mäßiges Entgelt von zwei bis fünf Kreuzern, Stahlfedern oder vorjährigen Schulbüchern. Auch Chrapot Jaroslaw hatte zu seinen Kunden gehört. Aber als der die Kampa-Realschule verließ, beachtete ihn Robert Malik gar nicht — wahrscheinlich weil er um vier, fünf Jahre älter war, als Chrapot.

Und nun hat er Jarda über die Mauer des abendlichen

Zeughausgartens mit einem Mädchen kriechen sehen müssen, dem er selbst vergeblich nachgestellt hatte!

Jarda fühlt sich allmächtig. Nur das Mitleid mit Luise Hejl, die ihn so zärtlich bewundert, und der er nachmittags begegnet, wenn sie mit leerem Magen ins Geschäft zurück muß, läßt ihn im eigenen Glauben an seine Macht ein bißchen irre werden; er kann ihr ja nicht helfen.

»Wir werden fort müssen von der Kampa,« schluchzt sie, »wir werden delogiert, weil wir den Mietzins nicht bezahlen können.«

»Du solltest mal zu der Frau auf dem Riegerkai gehen, dort kannst du etwas verdienen.«

Die Kleine schämt sich, allein hinzugehen. Jarda ordnet an, daß Luise zu den Dvoraks gehen möge, um die Fanny oder die Betka herauszurufen. Er werde draußen warten. Aber keines von den zwei Mädeln ist zu Hause. Da Luise um zwei Uhr nachmittags im Geschäft sein muß, so entschließt er sich, selbst mit ihr zur Kupplerin zu gehen. Luise wartet unten, er geht hinauf, wird in ein feines Wartezimmer mit Möbeln und rotem Plüsch und mit Silberleisten geführt, daß er selbst ganz befangen wird. Was soll die kleine Luise in dieser noblen Wohnung machen, was hat er selbst da zu suchen? Wird er nicht hinausgeworfen werden? Die Frau kommt — er hat sich eine verhutzelte alte Schachtel vorgestellt und nun sieht er eine hoheitsvolle, leicht geschminkte Dame mit

Brillanten vor sich. Steif fragt sie ihn in gebrochenem Tschechisch nach seinem Begehr. Er antwortet ihr gleich deutsch; stockend bringt er das Anliegen vor. Die Dame wird sehr freundlich. Sie belobt ihn, daß er ein so gutes Herz habe und der Familie des Fräuleins helfen wolle; es sei auch sehr geschickt von ihm, daß er das Fräulein hierher mitgenommen habe. Jetzt sei zwar kein Herr da, aber das Fräulein möge abends nach Geschäftsschluß kommen und sich gar nicht genieren. Es möge dem Dienstmädchen, das öffnen werde, einfach sagen: »Ich bin herbestellt.« Jaroslaw bedankt sich so höflich und respektvoll wie er kann. Die Frau lehnt freundlich lächelnd ab. Wenn eine hübsche Dame Geld brauche, könne er sie immer herschicken; er sei ja ein so fescher Kerl, daß er sicher viele Mädels kenne. Und sie selbst würde sich auch immer gerne erkenntlich zeigen. Robert Malik, der Schuldiener Sohn, spricht auf der Insel Kampa den Jarda an, zum ersten Mal seit Jahren. Jarda merkt gleich, wieso er zu der Ehre kommt, und freut sich, daß sich die Wirkung des Gesehenwordenseins so schnell äußert. Robert Malik macht auch gar kein Hehl aus seiner Absicht: »Sie sind dieser Tage mit einem hübschen Mädels, ich glaub' Ruzena heißt sie, aus den Odkolekanlagen gekommen. Ist das Ihre Geliebte?«

Jarda bewegt die Hand, abwehrend. Andeutend: solche hab' ich eine Masse.

Robert Malik: »Ich weiß ja, Sie gehen doch mit der

jüngsten von den Dvorak-Mädchen. Mit der Ruzena waren Sie bloß so aus Langeweile, nicht?«

»Ja, so zum Spaß —«

»Wissen Sie, die Ruzena gefällt mir sehr gut. Ich hab' sie schon zweimal angesprochen, aber hab' beidesmal einen Korb bekommen. Sie könnten mich mal mit ihr zusammenbringen, nicht? Ich borge Ihnen dafür Bücher. Ich hab' jetzt feine Nick Carter-Hefte und einen großen Mordroman ›Schuld und Sühne‹, riesig spannend.«

Die Bücher locken Jarda nicht sehr, obwohl er jetzt Zeit genug hätte. Was ihm schmeichelt, ist das Vertrauen des andern zu seiner Macht.

»Na ja, das kann ich ja machen.«

»Wissen Sie, Sie können ihr ja sagen, daß ich ihr etwas schenken werde.«

Jardas Selbstbewußtsein lehnt den Vorschlag solcher Lockung ab: »Wenn ich ihr sage, daß sie mit Ihnen gehen soll, so muß sie gehen.«

Der schlaue Schuldienerssohn äußert, um aufzustacheln, ein halb bewunderndes, halb zweifelndes: »So? Glauben Sie wirklich?«

Robert Malik hat einen glänzenden Plan. Er habe ein Zimmer aufs Wasser hinaus zu ebener Erde; das Fenstergitter sei längst durchgesägt. Dort könnte Chrapot mit der jüngsten Dvorak und mit der Ruzena abends durchs Fenster zu ihm kommen. Er würde Wein vorbereiten und es würde ein großer Jux werden. Dafür

ist Jarda gleich zu haben und will schon heute kommen. Er schlägt ein.

Aber Robert Malik will sich noch stärker vergewissern: »Kommen Sie, ich gebe Ihnen gleich ein paar Nick Carter-Hefte.« Nun hat Jaroslav Chrapot seinen Vorschuß und muß auf alle Fälle sein Wort halten. Er kommt am Abend mit den zwei Mädeln und es gibt wirklich einen großen Jux.

Mittags sitzt er, eines der von Robert Malik geliehenen Detektivhefte lesend, auf dem Moldauabhang, als ihn Luise Hejl von der Karlsbrücke anruft. Sie kommt zu ihm hinunter, ganz glückstrahlend überbringt sie ihm die Botschaft, daß sie von der Frau am Riegerkai zwanzig Kronen nach Hause gebracht hat. Ihrer Mutter habe sie eingeredet, sie habe das Geld von einer Kundschaft bekommen, der sie jetzt jeden Abend Schnittmuster zeichnen müsse.

»Hat es deine Mutter geglaubt?«

»Na . . . anscheinend ungern. Aber sie hat mich nicht weiter gefragt. Sie war froh, daß sie das Geld hatte.«

Betka Dvorak, der Jarda die Sache erzählt, ist sehr unwillig.

»Es ist ohnedies schon ein so schlechtes Geschäft bei der Frau auf dem Riegerkai, und du schleppst noch andere Mädeln hin.«

Doch Jaroslav freut sich unvermindert. Freut sich, daß er den Hejlischen geholfen hat, und mehr noch seiner

Macht.

## Siebentes Kapitel

So geht es nicht weiter. Das konstatiert Frau Chrapot jeden Tag mehrere Male, und das Nullerl von einem Mann muß ihr Recht geben, denn nur um dieses Beipflichtens willen spricht ihn seine Frau an. Übrigens ist es diesmal auch wirklich des Flößers Chrapot innere Überzeugung, daß seine Gattin recht hat: So geht das nicht weiter.

Der Junge liest den ganzen Tag Mordgeschichten, oder er lungert mit Mädchen herum.

Den Traum, ihren Jarda einst als hohen Herrn zu sehen, vor dem die Leute auf der Insel Kampa demütig und ehrerbietig den Hut ziehen würden, träumt die Flößerfrau nicht mehr. Jarda hatte sich sogar dagegen gesträubt, nach beendigter Bürgerschulzeit in irgend eine Handelsschule zu gehen. »Das Lernen hab' ich schon bis daher,« hatte er kategorisch erklärt und mit der Hand das Niveau angedeutet, bis wohin er das Lernen habe: über den Mund. Also hatte man ihn gleich ins Geschäft gesteckt, aber nach seiner Entlassung aus der Drogerie will er sich zu keinem Beruf entschließen.

Nochmals als Laufbursche in ein Geschäft einzutreten — diese Zumutung lehnt er entrüstet ab. Von einem

Handwerk will er erst recht nichts wissen. Der schüchtern gebrummte Vorschlag des alten Chrapot, Jaroslaw solle Flößer werden und schon nach drei Jahren könne er die Floßmeisterprüfung machen, hat nur einen Blick seiner Frau zur Folge, in dem dieser Vorschlag als unsagbar albern verurteilt wird und in dem gleichzeitig eine Verachtung aller Flößer und des ganzen Flößerstandes liegt; der alte Chrapot, in dessen Familie das Flößergewerbe wohl seit hundert Jahren Beruf ist, duckt sich unter der Züchtigung dieses Blickes noch scheuer zusammen.

Immer entschiedener rücken die Eltern an Jaroslaw mit den Vorwürfen in Frageform heran, wie er sich das eigentlich vorstelle. Ob er glaube, zeitlebens mit Mädchen herumlungern, Bücheln zu lesen, Schlittschuh zu laufen oder in der Certovka Schinakel zu fahren?

Endlich erklärt er sich. Er werde sich eine Stelle in einem vornehmen Restaurant als Kellnerbursche suchen. Frau Chrapot ist damit ganz zufrieden; sie sieht ihn hübsch reinlich angezogen, im Frack servieren, die Manieren der noblen Leute annehmen, die er bedient, und abends wird er nicht so schmutzig und zerlumpt nach Hause kommen, wie die Burschen aus der Fabrik oder vom Floß.

Noch nach Jaroslaws Willensäußerung über seine Berufswahl dauert es geraume Zeit, bis er sich auf die Suche nach einer Stellung macht. Er hat anfangs gar



keine Eile und braucht zu Hause, wo man ihm ohnedies hinreichend Vorwürfe macht, Geld nicht zu verlangen. Die Betka, die ihm die Künste der eleganten Kleidung beigebracht und verraten hat, daß die feinen Herrn nicht lange Unterhosen mit Bandeln und keine Socken tragen, hat ihm selbst die Unterhosen abgeschnitten, beim Knie eingesäumt und versorgt ihn mit ihren eigenen langen Strümpfen. Auch hat sie ihm ein Paar Lackhalbschuhe gekauft. Die weiteren Toilettepflichten eines Herrn kann sie dem Jarda nur dozieren, zu ihrer Erfüllung kann sie nicht beitragen, so sehr ihr auch die Umgestaltung eines Kampajungen zu einem Herrn pädagogischen Spaß macht. Sie hat ja mit sich selbst zu tun, sie würde dringend ein Uhrenarmband, einen Winterhut, einen Muff brauchen, und auch Wäsche mit Spitzenvolants wäre für sie nicht Luxus, sondern eine wichtige Investition. Ihr Riegerkai-Geld reicht oft nicht aus, dem Jarda die zwei, drei Sechser zu geben, die er verlangt, um in die ›Hölle‹ zum Bier zu gehen. Im Zorne über eine solche Weigerung hat er schon zwei Mädeln, die wußten, daß er die kleine Hejl auf dem Riegerkai eingeführt hatte, und ihn aus Geldsehnsucht tagtäglich um die gleiche Gefälligkeit schikanierten, zu der Frau gebracht. Im Zorne über die Betka, aus Eitelkeit, um der üppigen Frau in der wunderbaren Wohnung zu zeigen, daß sie recht hatte, wenn sie annahm, er habe als fescher Kerl hübsche Mädeln, und vor allem, weil er wußte, daß mindestens

eines der Mädels allein den Weg zur Kupplerin finden würde, falls er ihn nicht weisen würde. Weshalb sollte er aber nicht den Vermittlerlohn einheimsen? Umsomehr als er dringend eines grünen Plüschhutes und einiger Hemden mit nicht abnehmbaren Manschetten bedurfte, was ihm Betka als den Inbegriff der Noblesse geschildert hatte. Nur sind die Vermittlungen ein schlechtes Geschäft. Zehn Kronen hat er für jede der beiden bekommen, die er hingebracht hat, und man bezahlt ihm nur für den ersten Besuch des Mädels; das nächste Mal kommt es von selbst, nur zum ersten Weg in ein fremdes Haus bedarf es eines Entschlusses. Also ein kläglicher Lohn und er muß innerlich der Betka recht geben, die ihn dafür beschimpft — je größer das Warenlager der Kupplerin ist, desto größer für sie die Konkurrenz, und wenn sie auch hübscher ist als die anderen, manche Herrn ›fliegen‹ prinzipiell auf die Neuen, und das Geschäft ist schon ohnedies hundsmiserabel, gestern hat Betka drei Stunden im Wartezimmer gesessen, bevor überhaupt jemand kam, und sie muß jetzt auch nach Weinberge zu einer Frau gehen, wo sehr mindere Leute verkehren, die wenig bezahlen, aber es sind dafür viele Herren dort. Sehr undankbar sei es von Jarda, ihr das Geschäft noch zu erschweren, und auch dumm, denn je mehr Geld sie habe, desto mehr könne sie ihm geben.

Jarda geht Stellung suchen, und findet sie gleich im feinsten Hotel, wo er sich zunächst vorstellt; er spricht

deutsch, was man für den Verkehr mit den Hotelgästen verlangt, er spricht tschechisch, was hauptsächlich für den Verkehr mit dem Lieferanten, den Fiakern, dem Küchenpersonale von Wichtigkeit ist, er sieht nicht so mürrisch und verhärtet aus, wie die meisten Stellungssuchenden, und ist dabei ein Prager, braucht also weder ein Freiquartier im Hotel noch einen Wohnungsbeitrag. Die andern drei noch nicht ausgelernten Kellnergehilfen, seine Kollegen, verspotten den neuen Jüngsten von der Höhe ihrer um Tage, Wochen oder Monate längeren Praxis und ihres Alters von siebzehn oder achtzehn Jahren herab, treiben allerhand Possen mit ihm, schicken ihn mit einer Wasserkaraffe ins Zimmer Nummer 13, das es nicht gibt, berufen ihn durch ein Klingelzeichen in ein Zimmer im dritten Stockwerk, das gerade leer steht, und was ähnlichen Schabernacks mehr ist. Das ist er nicht gewöhnt. Von Kindheit an ein Imperator über Altersgenossen, Jüngere und Ältere, kränkt es ihn furchtbar, die Rolle des Verhöhnerten zu spielen. Er brennt darauf seinen Peinigern zu zeigen, welche Macht er habe. In gewisperten Gesprächen auf dem Korridor, mit einem unreif-geilen, großtuerischen Lachen brüsten sich die drei Burschen in freien Augenblicken vor sich selbst, vor einander und vor allem vor dem Neuen in ihrem Kreis mit ihren Liebesabenteuern. Jeder weiß sexuelle Wunderdinge von ›seinem‹ Mädels — irgend einer Dirne im Freudenhaus.

Der eine erzählt, daß die ›Carmen‹ ihn so gern habe, daß sie schon zweimal für ihn die Taxe von drei Kronen bezahlt hat und nie von ihm ein Strumpfgeld nehmen wolle, der andere, daß die Aranka neulich die Aufforderung eines der splendidesten Gäste, mit ihm aufs Zimmer zu gehen, abgelehnt habe, weil sie wußte, daß er kommen werde und weil sie fürchtete, er könnte mit einer anderen gehen, wenn sie nicht da wäre. Und andere Dinge, intimere Dinge verraten sie, spötteln brutal über ihre Geliebten.

»Da starrst du, du Gescheiter, was?«, ist — dem Jarda zugerufen — der Tenor jedes einzelnen Berichtes.

Jarda starrt wirklich. So bübisch es ihm vorkommt, wie die Jungen die Türen ihrer Liebeswelt aufreißen, es ist doch eine ihm ganz fremde, ungeahnte Welt, in die er durch die aufgerissenen Türen schaut. Seit jener Abberufung der Betka hat er kein Mädels mehr tragisch aufgefaßt, hat alle genommen, wie sie waren, ohne seelisch beteiligt zu sein, aus dem Vergnügen des Besitzergreifens heraus, in einer Art von Sport, den er den noblen Herrn abgeguckt hatte, die sich die Dvorak-Mädels bestellten oder zu der Frau auf dem Riegerkai gingen. Nie hatten ihm seine Mädels besonders leid getan, immer hatte er sich gefreut, wenn man ihn um der großen Gunst willen beneidete, wie es damals war, als ihn Robert Malik mit seiner Ersehnten aus dem Park kommen sah, aber nie war es ihm beigefallen, sich so seiner Erfolge zu

rühmen, so schamlos die Details des Genusses zu enthüllen, die Mädchen zu prellen und ekelhaft zu verhöhnen, mit denen man Umgang hatte. Und seltsam neu und wichtig war ihm, daß man so sprechen, so handeln müsse um zu imponieren, seine Erhabenheit über das Weib zu zeigen.

Die Einladung der drei an Jarda, die nächste Exkursion mitzumachen, wird in verletzender Form vorgebracht, etwa: »Komm mit, damit du siehst, was du für ein Grünling bist.« Gemeint ist sie so: Komm mit, damit du siehst, was wir für Kerle sind.

Um zwölf Uhr nachts machen sich die vier Kellnerburschen auf.

Einige Stufen führen von der abgelegenen Straße zu der blau-rot-grünen Glastüre. Durch diese Glastüre kann man von innen nach außen, nicht von außen nach innen sehen, und wenn man sie öffnet, dann schrillt eine Glocke durch das ganze Haus, und ein paar Weiber kommen auf den Korridor gelaufen, um sich gleich einen Gast zu schnappen. Da sie sehen, daß es ständige Kundschaften sind, sind die unbeteiligten Damen enttäuscht, höchstens ruft eine laut die Stiege hinauf: »Aranka, dein Alter ist da.« Die anderen Weiber, die Beteiligten, hängen sich gleich mit outrierter Herzlichkeit an den Arm ihres Stammgastes. Da Jaroslaw Chrapot unbeweibt bleibt und an dem scheustreifenden Blick als Greenhorn kenntlich ist, buhlen alle um seine Gunst. »Das ist ein hübsches

Knäblein,« lockt die eine und will ihn beim Kinn packen, eine andere versucht ihn bei der Hand zu nehmen und sich an ihn anzuschmiegen, wieder andere begnügen sich damit, ihn mit feurig-lockend-lächelnden Augen zu streicheln oder ihm Zigarettenrauch ins Gesicht zu blasen. Jaroslaw schiebt alle und alles ab. Denn ihn eckelt. Wovor? Er weiß es nicht, es ist ein unentwirrbares Ganzes, das ihm Abscheu einflößt. Er kann sich die Bestandteile dieses Ganzen gar nicht vergegenwärtigen, den schwülen Dunst von Schweiß und Parfüm, der ihm gleich beim Eintritt einen Schlag ins Gesicht versetzt hatte, das aufdringliche Gehaben der schwarzgerahmten Augen auf karminroten Wangen, die anpreisend grellen Empirekleider mit den entblößten Brüsten und kniefrei, das lockende, Temperament vortäuschende Tänzeln zum rasselnden Brüllen des Orchestrions, die scham- und würdelose Begeisterung der Weiber beim Empfang seiner Kollegen und die Sodawasserstrahlen, die sich beim Druck des geschwungenen Metallhebels aus der Flasche in das Glas erbrechen. Er kann das alles nur in der Gesamtheit fühlen und weiß nicht den Grund für seinen Widerwillen.

Seine Kollegen sitzen neben ihm, von nackten Mädchenarmen umschmiegt, oder mit Mädchenwaden auf ihren Knieen, sie sind die Umworbenen und noch suchen sie durch Bewegungen und Redensarten die Werberinnen zu übertreffen. Dabei schauen sie auf Jarda

und ihre Gesichter fragen ein selbstbewußtes: Na? Sie hetzen die Weiber von neuem auf Jaroslaw, der sich ohnedies durch sein sichtliches Unbehagen und scheues Beiseiterücken ihrer nicht erwehren kann. »Hier sitzt ein Junggeselle, der hat noch Feuer,« stacheln die übermütigen Burschen auf, auf Jarda deutend. Und als sich dieser auch des neuen Ansturms erwehrt, halten sie ihn für unheilbar naiv und schüchtern.

Schon nach zehn Minuten sitzt Jarda allein am Tisch. Die drei Genossen sind ›aufs Zimmer‹ gegangen, und er hat Zeit den widerwärtigen Eindruck zu überdenken, den dieses Freudenhaus auf ihn macht: Soll ich mich erhaben fühlen, weil mich das alles abstößt? Soll ich mich erhaben fühlen, weil ich einen besseren Liebesgenuß kenne, als diesen bezahlten, sich ablösenden, geschäftsmäßigen? Oder aber sind diese meine älteren Kollegen im Zimmer oben im Recht, brutal gegen das Weib zu sein, sich an ihm zu befriedigen und dann höhnend weiterzugehen? Sind sie die Klügeren, die über die Frauen Erhabeneren? Entspringt mein Ekel nicht wirklich der Unreife, der Neuheit dieser Eindrücke, werde ich nicht später dazu kommen ihn zu überwinden und so gerne hierher zu gehen, wie die anderen? Dort sitzt ein junger Mann mit aufgezwirbeltem Schnurrbart, der würde es wohl auch verstehen sich irgend ein Mädels zu gewinnen, wie es die Kampa-Mädels sind, die ja alle froh sind, wenn sie einen Burschen kriegen; und doch

geht der junge Mann gewiß oft her — er kennt alle die Dirnen beim Namen — und zwickt sie, frozzelt sie und wird dann eine bezahlen, mit der er für ein paar Minuten allein sein wird. Dort sitzt ein alter, behäbiger Herr und hat eine dicke goldene Uhrkette mit einer Berlocke und breite Ringe, der könnte doch auch zu der Frau am Riegerkai gehen, wo er dieselben Mädels hätte, auf die ich mir hier so viel einbilde, aber er kommt hierher, in das Lokal, in dem es mich ekelt, und tastet mit seinen fetten Fingern unter meckerndem Lachen des Genusses nach diesen derben Dirnen, die mir Entsetzen einflößen. Meine Kollegen im Zimmer oben sind aus mindestens so guten Familien wie ich. Warum glaube ich, ihnen überlegen zu sein, weil mich hier alles anekelt, mich den Flößerssohn? Und da fällt ihm ein: Er ist kein Flößerssohn. Das Kampa-Gerücht, das ihm einmal die Betka erzählt und dem er damals nur als einem romantischen Märchen gelauscht hat, das Gerücht von dem vornehmen Herrn, der bewußtlos vom explodierten Dampfer zum Flößer Chrapot in die Wohnung gebracht worden war, kurz bevor Jarda auf die Welt kam, und von dem Geld, das der Fremde in das Chrapot'sche Haus gebracht hat, dieses Gerücht wird nun plötzlich zur Lösung seines Rätsels. Der Fremde (daß es der reiche Herr aus der Rittergasse ist, weiß Jarda längst) ist sein Vater. Warum hätte ihm Jarda sonst seine Zeugnisse hintragen müssen, weshalb hätte er Jarda eine goldene Uhr mit Kette geschenkt,



weshalb hätte er ihn immer so eigentümlich angeschaut! Natürlich, das ist sein Vater. Jaroslaw Chrapot ist kein Flößerssohn, ist der Sohn eines noblen Herrn. Deshalb war er auch von klein an besser angezogen als die Kampa-Kinder, deshalb ging er nicht in die tschechische Schule wie sie, deshalb war er ein unumschränkter Herrscher über das Reich der Jugend zwischen Moldau und Certovka.

Alle diese Erkenntnisse drängen sich ihm in dem eklen Milieu des verrufenen Hauses auf und machen ihn glücklich und stolz. Nein, nein, es ist nicht seine Unreife, wenn es ihm hier nicht gefällt, nein, es ist doch etwas Besseres. Der dicke Herr mit den ungeschlachten Fingern und dem dreckigen Lachen, der würde mit der pompösen Frau auf dem Riegerkai gar nicht reden können, und drüben der junge Mann mit dem Schnauzbart verstünde es gar nicht, ein Kampa-Mädel anzusprechen.

Die Kellnerburschen glauben ihn verachten zu können, weil er an ihren Vergnügungen nicht teilhat. Na, er wird ihnen schon zeigen, um was seine Vergnügungen besser sind, und wird im Hotel eine solche Persönlichkeit sein wie auf der Kampa.

Erhitzt, ausgelassen torkeln endlich die Jungens wieder in den Salon.

»Was, du bist noch hier, Kleinchen, du hast dich nicht getraut?«

Jaroslaw Chrapot hat noch kein Wort in dem Lokal

gesprachen, auch jetzt antwortet er nicht. Aber da die grelle Glastüre hinter ihnen zupendelt, da eine gütige Nacht die Dünste verjagt und seine Augen von widerwärtigen Dirnengebärden befreit, wird er ein anderer, als er drinnen war, ein anderer, als ihn seine Begleiter je kannten.

»Schämt ihr euch nicht? Ich will euch zeigen, was Mädels sind.«

## Achtes Kapitel

Es ist nicht so leicht das Versprechen einzulösen, die Kellnerburschen mit Kampamädchen zusammenzubringen. Die Burschen haben fast täglich Frühstücksdienst, Mittags- und Jausendienst und Souperdienst. Die Zwischenzeiten verbringen sie entweder im Hotel oder in der Wohnung, die die drei Kellnerburschen und ein ausgelernter Kellner, der Speisenträger Theodor, in der Opatowitzergasse inne haben. Herr Theodor hat sie zu beaufsichtigen, aber er läßt sich bloß von ihnen bedienen, kommt gewöhnlich erst früh nach Hause, während des Tages fast nie, und es ginge schon ganz gut an, eines oder das andere der Mädchen hinaufzunehmen. Aber wann? Sonntags müssen die Burschen im Geschäft sein, jeder hat einen andern Ersatzruhetag, und sie sind an den Wochentagen, wenn die Mädels Mittagspause oder Feierabend haben, gerade im schärfsten Dienst.

Die einzige, die fast immer Zeit hätte, da ihre Besuche bei den Kupplerinnen ihr einziger Beruf sind, ist die Betka, und die wäre auch mit Feuereifer bei dem Spaß. An ihr möchte Jarda seinen Kollegen den ganzen Unterschied zwischen seinen Mädeln und ihren Dirnen

verführen, denn Betka ist gewiß die fescheste von allen, die er kennt. Er möchte, ein anderer Kandaules, ganz gerne die anderen Burschen von ihr begeistert sehen. Doch er beschließt, sie aus dem Spiel zu lassen. Wenn sie mit fremden Herren geht, gut, da wird sie bezahlt, und die Herren sind seine Krens, denn das Mädels ist sein, und er profitiert, wenn auch nur gering, so doch pro forma von dem Gewinn. Dagegen die Bengels hier: Die hätten sie ja auch umsonst. So wie er. Freilich, ein kleiner Unterschied ist noch da: Bei einem anderen empfindet sie nichts, das hat sie ihm hundertmal beteuert, bevor er selbst danach zu fragen verstand.

Ruzena Rec ist die erste, die er auffordert. Sie hat keine Mutter, führt zu Hause für ihren Vater und die Brüder die Wirtschaft und könnte gewiß leicht abkommen. Aber sie will nicht gehen, sie hat Angst vor Robert Malik, der ihr schon furchtbare Eifersuchtsszenen gemacht hat. Sie verschanzt sich hinter Ausflüchten, sie könne nicht fort, es sei so viel zu tun.

Jarda packt die zaghafte kleine Luise Hejl an. Sie hat gar keinen eigenen Willen und ist ihm noch mehr ergeben, seit er durch ihre Einführung im Riegerkai-Haus ihre Familie aus dem Elend gerettet hat.

»Kannst du nicht heute um halb sechs Uhr einen Botengang vorschützen?«

Luise meint, sie werde es können. Gegen halb sechs trage sie die leeren Kaffeetassen des Personals ins

Kaffeehaus zurück, und sie werde sich noch ein Paket für eine Kundschaft mitnehmen. Jarda gibt ihr die Adresse der Kellnerwohnung.

Im Grunde genommen ist es schade, die Luise Hejl diesen Dirnengästen vorzuwerfen! Sie hängt mit einer so hingebungsvollen Liebe an Jarda, und eigentlich ist sie sehr unschuldig. Aber soll Jaroslaw lange umherschauen, sich mit Ausreden abspeisen lassen, wie sie die Ruzena Rec für ihn hatte? Schließlich ist es doch dasselbe, ob sie mit Fremden bei der Kupplerin zusammen ist oder mit seinen Kollegen.

Nach fünf Uhr kommt sie erhitzt, hastig atmend in die Kellnerwohnung, sie ist den ganzen Weg von der Zeltnergasse gelaufen, so schnell sie konnte.

»Ich kann nicht dableiben; ich habe nur die Kaffeetassen zurückzutragen gehabt. Ich konnte kein Paket mitnehmen. Es waren viele Kundschaften im Laden, und ich soll gleich zurück sein. Ich komm' mich nur entschuldigen, damit du nicht umsonst wartest, Jarda.«

Sie sieht ganz hübsch aus in ihrer Eile. Das sonst blasse Gesicht hat Farbe gewonnen, von ihren Haarwellen hängen einige Strähnen über Stirne und Schläfe und unterbrechen die Einförmigkeit ihres Gesichtchens. Der Mund ist leicht geöffnet, da sie durch tiefe Atemzüge ihrer vom Laufen ausgepumpten Lunge Luft zuführt.

Die schwarze Schürze, deren oberer Latz auf ihrem Oberkörper vibriert, paßt ihr recht gut. Jarda hat die Luise noch nie in der Schürze gesehen. Auch ihr Rock scheint kürzer zu sein. Er reicht bis zur halben Wade, man sieht aber nur ein knappes Stückchen des Strumpfes, da die unregelmäßig geschnürten Stiefel (es fehlen zwei oder drei Ösen) sehr hoch sind.

Wie eine Madonna in den Medaillons sieht das Gesichtchen der Luise heute aus. Wirklich. Zum ersten Male sieht er sie genauer an, und sie gefällt ihm zum ersten Male. Jetzt, da sich drei geile Buben schon an sie klammern, denen er sie selbst zugeführt hat.

Jaroslav versucht, ihr freien Abzug zu verschaffen. Damit sie im Geschäfte keinen Verdruß habe, betont er.

Aber der Versuch bleibt Versuch. Die lodernden, lüsternen Burschen können das erhitzte Mädchen nicht so schnell aus der Wohnung lassen, in der sie zum ersten Male einen Besuch haben. Und die kleine, zaghafte Luise Hejl hat keinen Willen und keine Widerstandskraft.

In Jarda ist ein splitternder Schmerz, da die Burschen die Kleine umfassen. Umfassen, wie sie bisher die Eingulden-Dirnen umfaßt haben. Noch geiler, noch glücklicher, weil hier alles umsonst ist. Das ist für sie der einzige Unterschied. Und er hat sie diesen Kerlen noch zugeführt, sich noch Mühe gegeben sie herauszubringen. Warum? Aus Dummheit, aus Eitelkeit.

Da die kleine Luise Hejl abends ins Geschäft

zurückkommt, wird sie sofort entlassen.

Ein paar Tage lang kommt sie häufiger zu den Burschen, aber Jaroslaw schaut sie nicht mehr so an, wie er sie angeschaut hat, als sie zum ersten Male oben war. Es ist ihm, als ob sie geschändet wäre. Ihm ist es peinlich, sie überhaupt zu sehen, immerfort von ihr sprechen zu hören. Einer der Kellnerburschen verliebt sich in sie, belegt sie mit Beschlag, indem er sich für anderwärts mit ihr verabredet und vom Besuche des gemeinsamen Quartiers abhält. Die anderen machen ihm riesige Szenen, aber Jarda schlichter den Streit:

»Wer wird sich wegen eines Frauenzimmers aufregen! Ich bring' halt eine andere, eine feschere.«

Die Burschen jauchzen ihm zu: »Unser Pasak.«

Jarda fühlt sich geschmeichelt, wenn er auch den Ausdruck ›Pasak‹ zum ersten Male hört und nicht versteht. Wörtlich heißt ›Pasak‹ der Hirt, aber am huldigenden Ton erkennt er, daß es etwas Bedeutendes, Machtvolles sein müsse. Er fragt, denn jetzt kann er schon fragen, ohne Ironie fürchten zu müssen, ohne als Grünling zu gelten. Alle lachen bei seiner Frage, aber nicht im höhnischen Ton:

»Er ist ein Pasak und weiß nicht, was das ist.«

Aus Dankbarkeit schmeicheln sie ihm nun in geschickter Form, indem sie den Begriff als etwas der Begeisterung wert es deuten. Ein Pasak, ein Zuhälter, das sei ein Herr über die Frauen, und diese seien bloß seine

Sklavinnen, er entscheide über ihr Schicksal, nehme den Ertrag ihrer Arbeit und sie seien ihm nichts.

Jaroslav Chrapot lauscht glücklich. Ja, das war er: ein Pasak, ein Zuhälter. So war sein Leben, wie die es sagten: ein Herr über die Frauen, die nur seine Sklavinnen sind. Hatte er nicht schon als Kind über die Mädel der Insel uneingeschränkt geherrscht, während andere, in Mädel Verliebte, unbeachtet blieben und ihn um seine Unterstützung bitten mußten! Hatte er nicht über das Schicksal der Ruzena Rec, der Toni Dolezlova und der Luise Hejl entschieden und über die anderen Mädchen, die er zu der Kupplerin gebracht, nahm er nicht von Betka einen Teil ihrer Entlohnungen, und bedeuteten ihm die Mädel etwas? Nichts waren sie ihm. Keine. Morgen soll die Betka herkommen!

»Morgen bringe ich euch ein Mädel! Da werdet ihr gucken. Fesch, groß, Spitzenwäsche.«

Ein Lachen voll zitternder Freude der Erwartung klingt ihm entgegen. Die drei singen ihm zu Ehren das Zuhälterlied:

Ihr Hirten, Hirten ihr!  
Sagt mir, was treibt Ihr denn!  
Hütet die Herde schlecht,  
Die kleinen Schäflein all.  
Wenn sich ein Lamm verlöre,  
Wäre es jammerschad'



Denn sicher wäre es  
Beim Herrn Draschner dort.

Herr Draschner hält im Stall  
Die Schäflein eingesperrt.  
Geht, überzeugt euch nur,  
Ihr Prager Hirten, ihr.  
Vom Herren Draschner dann  
Fährt man in das Spital,  
Denn es war bisher krank,  
Das arme Schäflein klein.

Wenn man den Hirten fängt,  
Führt ihn ein Polizist,  
Bier Tage gibt man ihm,  
Schickt ihn per Schuh nach Haus.  
Ihr Hirten, Hirten ihr,  
Ihr seid doch fesche Kerls,  
Weidet die Schäflein klein,  
Die Zeltnergasse lang.

Das Lied will dem Jarda nicht gefallen. Von Herrn Draschner, dem allmächtigen Sittenkommissär, hat er schon gehört, daß er die Absteigequartiere, Hotels, Kupplerinnenwohnungen und Straßen absuchen lasse und die Mädels einsperrt, die er erwischt. Aber, daß er auch den ›Hirten‹, den Geliebten der Mädels, vier Tage Arrest aufhalst und sie per Schub aus Prag abschafft, das ist ihm

neu. Jarda hat zwar die Abschaffung nicht zu fürchten, denn er ist ein Prager Kind, ist — wie man stolz sagt — mit Moldauwasser getauft und ›der Schubwagen muß ihn bei der Marienstatue auf dem Altstädter Ring auswaggonieren‹. Auch die Strafhaft der Polizei fürchtet er nicht, im Gegenteil, ihm hat bei der Lektüre der Kriminalgeschichten, die ihm Robert Malik geliehen hatte, immer das Ideal vorgeschwebt, einmal die Behörden und die Polizei mit seiner Person zu beschäftigen. Aber, daß man ihn bloß um der vorhin von seinen Freunden so gerühmten Eigenschaften eines Zuhälters einfach für vier Tage in Haft nehmen könne, will ihm nicht in den Kopf. Nein, das müssen andere Zuhälter sein, von denen im Liede die Rede ist, solche, die eben ›ihre Schäflein klein durch die Zeltnergasse weiden‹. Das müssen andere, fragwürdige Existenzen sein. Und die feiert schon ein Lied und nennt sie ›forsche Kerle‹. Er aber ist doch noch viel mehr!

Betka kommt am nächsten Tag in die Kellnerburschenwohnung. Bewunderung, flackernde Wonne grüßt sie und gilt dankbar dem Jarda, der zur Einführung natürlich erschienen ist und nun die ersehnte Bestätigung empfängt, daß er eine wirkliche Schöne sein eigen nenne, und die neidvolle Anerkennung, die er herbeiführen wollte.

Aber als sie seine Geliebte an sich ziehen, kostet es ihn Kraft, sich ein Lachen der Gleichgültigkeit aufzupressen.

Ihm ist unbehaglich zumute. So wie damals, als die Luise zum ersten Mal hier war? Jarda fängt an, sich die Stimmung von ehemals zu vergegenwärtigen, um sie mit der heutigen zu vergleichen. Damals war er direkt von Schmerz bewegt, heute ist er es nicht. Und heute ist es doch seine Geliebte, seine Geliebte von Kindheit an. Staunend sagt er sich das. Er kann sich den Grund nicht erklären. Stammte damals sein Schmerz vielleicht davon, daß er zum ersten Male eine seiner Freundinnen anderen Burschen preisgegeben hatte? Ist er heute gleichgültiger, weil er weiß, was ein Zuhälter ist, weil er weiß, daß er ein Zuhälter ist? Einer, der besungen wird, weil er sich aus den Frauen nichts macht.

Oder — hatte — er die Luise — lieber gehabt — als die Betka?

Diese Frage taucht plötzlich in ihm auf. Er möchte sie unterdrücken, sie nicht bis zu seinem Bewußtsein aufsteigen lassen, er schämt sich ihrer.

Hatte er die Luise lieber gehabt, als die Betka?

Er kann sich die Frage nicht beantworten. Die kleine Hejl ist immer nur ein Glied seiner Macht gewesen, er hatte sie nie beachtet, sie hatte ihm nur leid getan, wenn sie von Betka brüsk behandelt wurde. Nur damals hatte er sie näher angesehen, als sie anderen gehörte. Und von dem Augenblicke an hatte er sie verächtlich gefunden. Aber in dem Augenblicke — hatte er sie damals lieber gehabt, als die Betka?

Er kann es sich nicht vorstellen. Betka ist viel schöner, und wenn sie auch älter ist und ihn von Kindheit an bevormundet hat, so liebt er sie doch. Wird er sie auch hassen, nachdem er sie hier als Spielzeug seiner Kameraden gesehen, wird er sie hernach auch verachten, wie er jetzt die Luise verachtet? Er fürchtet sich davor. Betka hat ihn in die Welt geführt, er könnte jetzt nicht weitergehen ohne sie, er könnte sie nicht mehr entbehren. Sie ist die Ältere, die Erfahrenere. Er hat sie gern, hat alles mit ihr beraten — es wäre schrecklich, wenn es jetzt anders sein würde, wenn er sie nicht mehr anzuschauen vermöchte, wie die Kleine. Nein, es wird nicht so sein. Er verspürt ja jetzt keinen besondern Schmerz, nur Unbehagen . . .

Fast jeden Nachmittag sehen jetzt zugezogene Jalousien die Betka Dvorak bei Jardas Berufskollegen, aber er selbst ist abgestumpft, die Gleichgültigkeitsmaske ist sein wahres Gesicht geworden. Er ist glücklich, daß ihm Betka über seinen völligen Mangel an Eifersucht Vorwürfe macht, daß seine Gleichgültigkeit sie verletzt. Denn er liebt sie noch, liebt sie stärker als je, da ihm das begeisterte Lob ihrer Reize von seinen erinnerungs- und erwartungsschwelgenden Kollegen in jeder Minute ins Herz gesungen wird.

Der Speisenträger Theodor, Zimmerkommandant der drei Kellnergehilfen, attrapiert einmal die Betka oben in der Wohnung und zieht sie natürlich in sein Zimmer. Die

Jungen können es nicht hindern, auch Jaroslaw hätte es kaum hindern können, wenn er zugegen gewesen wäre. Herr Theodor läßt Betka bis zum Abend bei sich und nimmt ihr das Versprechen des Wiederkommens ab, wofür er ihr ein Geldgeschenk in Aussicht stellt. Jarda verbietet ihr nun, wieder in die Wohnung zu gehen. Es paßt seinem Stolze nicht, daß ohne seine Veranlassung, ohne sein Zutun mit seinem Mädels ein Stelldichein verabredet wurde. Vor den Kollegen begründet er es freilich damit, daß Herr Theodor nicht die Genugtuung haben dürfe, ihnen ein Mädels weggeschnappt zu haben. Wenn sie es nicht haben sollen — der andere erst recht nicht.

Die drei Burschen, die der Aufsicht des Herrn Theodor unterstehen, begnügen sich, da dieser sie fragt, warum Betka nicht wiederkomme, nicht mit dem Achselzucken: Wir wissen es nicht. Sie fürchten, daß eine solche Antwort das Mißtrauen ihres Vorgesetzten erwecken könne, sie seien am Fernbleiben des Mädels schuld. So fügen sie hinzu, der Jaroslaw habe das Mädchen hinaufgebracht, der kenne sie von der Insel Kampa her. Nun geht Theodor den Jaroslaw an: »Sag' mal der Kleinen, sie soll wieder zu mir hinaufkommen, ja?« Dem Gesicht Jardas, der zusagt, ist anzusehen, daß er es mit der Zusage nicht ernst meint. Er ist gar nicht geneigt, jemandem sein Mädels zuzuschancen, bloß weil der schon ausgelernerter Speisenträger ist. Der würde das nur als

selbstverständlich hinnehmen und sich noch vor den anderen Kellnern damit brüsten, daß sich seine Macht über die Kellnerburschen auch auf deren Geliebte erstreckte. Betka kommt nicht.

Schikanen Theodors gegen Jarda setzen ein. Bald werden die Bestecke als falsch gelegt befunden, bald seien die Servietten schlampig gefaltet, bald ist es eine Katastrophe, daß Jaroslaw nicht gleichzeitig mit der Kaffeeschale den Semmelkorb servierte, und für einen zu Boden gefallenen Löffel gibt es die wüstesten Schimpfworte. Bis auch Jaroslaw seinen Zorn nicht mehr zu dämmen vermag und es einen Krach gibt, der sich anwachsend in Rede und Gegenrede, Hohn und Schimpfen, Angriffen, Abwehr, Schreien und Drohungen durch zwei Korridore fortpflanzt, die Stiege zur Küche hinunter, in die Küche; das Personal läuft zusammen und der Verwalter, die Frau des Chefs sitzt hier, um die Abgabe der Korallenmarken zu kontrollieren, aber der Streit verstummt nicht, wird immer ärger, die Mauer der Hemmungen ist überklettert, zu verlieren ist nichts mehr, und das Streiten ist jetzt ein Wettkampf vor den Zuschauern.

»So ein junger Bursch und schon ein solcher Fallot,« kreischt der Speisenträger bei der Chefin, beim Verwalter, bei den Oberkellnern Unterstützung suchend, »ein fertiger Zuhälter! Lauter Mädels hat er im Kopf, die anderen Kellnerburschen hat er auch ganz verdorben, hat

ihnen Mädels verschafft.« —

»Reden Sie nicht! Sie haben nur eine Wut, weil Sie so auf das eine Mädchen gespitzt haben und ich ihr nicht gesagt habe, sie soll zu Ihnen in die Wohnung kommen, trotzdem Sie mich darum gebeten haben. Dahier — alle Kellnerburschen sind Zeugen. Natürlich, Sie können sich kein Mädchen verschaffen, Sie mit Ihren Wimpern im Gesicht. Dazu gehört ein ganz anderer Kerl, ein gescheiterer. Aber ich soll Ihnen den Zuhälter machen? Fällt mir gar nicht ein, Ihnen nicht — deshalb haben Sie eine Wut!«

Der Riesenkrach findet damit ein Ende, daß Jaroslaw Chrapot hinausgeworfen wird.

Er bewirbt sich in einem andern erstklassigen Hotel, scheint dem Verwalter zu gefallen und erscheint so gut wie aufgenommen. Morgen möge er sich definitiven Bescheid holen. Das sei immer so, erklären ihm die Kellner, mit denen er sich dort in ein informatives Gespräch über die Dienstverhältnisse einläßt: man erkundige sich immer vor einer Neuaufnahme beim vorigen Dienstgeber. Nun befürchtet Jarda die Auskunft, die ihm auch wirklich des nächsten Tages wird: es sei doch nichts frei. Im Nachtgeschäft findet er Stellung, im Vergnügungsetablissement ›Zur Stadt Budapest‹.

## Neuntes Kapitel

Im Nachtgeschäft ist ein angenehmeres Leben. Gar kein Vergleich! Die Gäste haben sich der Arbeit und Arbeitsstimmung des Tages entledigt, sind nicht so penibel, was das Essen, Trinken und das Servieren anbelangt, das Geld haftet nicht so fest in der Tasche, wie bei Tage, wo alles zum Budget gehört; von den Liedern und Witzen übermütig, von der Technik der Frauen auf dem Podium erregt, und um dem Begleiter oder der Begleiterin nicht als Knauser zu erscheinen, gibt man auch höheres Trinkgeld, besonders wenn man keine kleine Münze hat. Jeder im Publikum unterzieht sich willfährig der Rolle, einen Kavalier zu spielen. ›Zur Stadt Budapest‹ ist auch ein Hotel. Aber es wohnen ausschließlich die Artisten und Chansonetten hier, die abends auftreten. Nur selten steigen Reisende hier ab, deren Ahnungslosigkeit durch die großen Plakate und die Tableaux mit Cancan-Photographien, die rechts und links vom Tor und im Hausflur an den Wänden hängen, nicht beseitigt wird. Zur Bedienung dieser Fremden genügen die beiden Stubenmädchen. Das eigentliche Geschäft geht um neun Uhr abends an, wenn die beiden elektrischen Prismenluster vor dem Tor lockend



entzündet sind, wenn in dem Kabarettssaal alles hergerichtet ist: ein weißes Tischtuch über den Tisch an der Kassa gebreitet, die Blöcke mit den Eintrittskarten, die Programme und die drahtenen Geldkörbe daraufgestellt, die Tische gedeckt, die Garderobierin zwischen ihrem langen Tisch und den Kleiderhaken, der Chef an der Kasse, der Schankbursche am Bierhahn, die Speisen in der Küche zu Ende gekocht, das Podium gekehrt und die Glühbirnen angezündet sind, daß sie das Orchideenmuster an den Wänden zur Geltung bringen. Oben in den Zimmern schminken sich die Artisten. Die Chansonetten lassen sich einen kleinen Imbiß in das Zimmer bringen — ihr Abendbrot dürfen sie auf strenge Anordnung des Wirts noch nicht verzehren, damit sie bei größerem Appetit seien, wenn sie nach der Vorstellung von Kavalieren zum Souper geladen werden. Gewöhnlich nehmen sie nur ein ›illustriertes Brot‹ zu sich, ein Glas Wein und schlürfen, damit ihre Stimme heller klinge, ein rohes Ei. Die Kellner, die das hinaufbringen, finden die Damen im unglaublichsten Negligé vor ihren Schminktiegeln, Puderquasten, Parfümflakons, Haarwasserflaschen, Toilettespiegeln stehend, sich die Augenbrauen färbend, die hohen Seidenstrümpfe anziehend oder das Hosenkorsett zuschnallend. Die Sängerinnen genieren sich nicht im mindesten vor den Kellnern und herrschen diese auch nicht an, wenn sie einige Sekunden länger, als es das Aufstellen der Teller

auf den Tisch erfordert, im Zimmer verweilen, um sich an dem Anblick der Reize zu weiden.

Da Jarda zum ersten Male in das Zimmer der Diseuse Viola Violetta kommt, fällt ihm beinahe die Teetasse aus der Hand. Viola Violetta sitzt gerade auf dem Bettrande, das linke Knie gegen den Bauch gezogen, und zupft den Seidenstrumpf vom Knöchel zur Wade empor. »Ah, ein Neuer, nicht wahr?«, merkt sie sein maßloses Staunen.

Jarda kann nur einmal mit dem Kopf nicken. Sie tätschelt ihm auf die Wange: »Bist ein hübscher Junge. Du kannst, wenn meine Nummer fertig ist, auf einen Sprung heraufkommen.«

Er versteht nicht, weshalb ihn die Kellner so ohne weiteres mit den Brötchen und Getränken in die Zimmer der Sängerinnen schicken, warum sie nicht lieber selbst gehen, er versteht nicht, wie die Vorträge auf dem Podium sie gar nicht im mindesten interessieren, während das Publikum sich im Lachen, Klatschen, Zurufen überbietet.

Nach einer Woche versteht er es. Nichts ist ihm gleichgültiger, als die Chansons und die Chansonnières. Fast an jedem Abend muß er im Auftrage irgend eines Gastes eine Karte mit einer Souperereinladung — oft rutscht ein Goldstück im Kuvert umher, oder es ist eine Banknote als ›Briefbeschwerer‹ darin — zu einer Dame in deren Zimmer tragen. Er brauchte nur etwas zu sagen oder eine Gebärde zu machen, und die Adressatin ließe

ihn gar nicht weg. Aber der Absender der Karte, der elegante Herr, muß auf die Annahme der Einladung warten; ist ihm jemand zuvorgekommen, — lehnt die Dame dankend ab — ohne das Goldstück oder die Banknote. Wird angenommen, dann darf sie nicht etwa mit dem Herrn das Hotel verlassen. »Nein, nein, das geht nicht, das erlaubt der Chef nicht, damit das Lokal nicht in den Ruf komme, die Damen würden hier von den Herren einfach mitgenommen.« Gewiß. Der Chef erlaubt es nicht, aber natürlich nicht um des Rufes willen, sondern um selbst das Souper-Geschäft zu machen. Nun girrt der Gast um die Gunst der Schönen im Lokal oder in einer der Bores, die Schiebetüren haben, und wo man Sekt trinken muß. Sie ißt Schildkrötensuppe, Lachs und Majonaise und was der teureren Dinge (inklusive Giardinetto) mehr im Keller zu verramschen drohen oder vom Delikatessenhändler nach Geschäftsschluß zu eventuellem Losschlagen unbestellt hergesandt wurden. Sie ißt und ißt. Am Schluß bittet sie übrigens, er möge auch ›ihr Abendbrot von gestern bezahlen‹. Wenn der Gast für einen Augenblick hinausgeht oder den Kellner einen Moment aus den Augen läßt, wird der kostbare Pommery in den Eiskübel geschüttet, nur damit eine neue Flasche gebracht werden kann, an der Wirt und Chansonette (sie kriegt zehn Prozent vom Weinverbrauch ihres Gastes) verdienen.

Von Zeit zu Zeit stürzt einer der hier nicht bedienenden

Kellner herein, ›um die Weinkarte zu holen‹, oder ein gespielter ›Pardon‹ stammelnd, als ob er die Bor leer vermutet hätte. Der Gast, der glaubt, daß die Prüderie seiner Tischnachbarin von diesen Störungen veranlaßt sei, ruft den diensttuenden Kellner: »Sorgen Sie dafür, daß mir niemand mehr hereinkriecht.« Ein saftiges Trinkgeld paralyisiert den ärgerlichen Ton. Aber die Gegenleistung für Riesenzeche und Riesentrinkgelder bleibt immer dieselbe: Sie besteht in der Erlaubnis, einige zweideutige Witze machen zu dürfen — »Pfui,« ruft die Chansonette empört und ist für mindestens eine halbe Minute ernstlich böse! — einige Küsse auf Lippenrot und auf den reisgepuderten Nacken erzwingen oder einen Blick in das Dekolleté werfen zu können — »Pfui,« ruft die Chansonette wieder empört und ist mindestens für eine halbe Minute ernstlich böse! — oder gar zitternd die Seidenstrümpfe entlangtasten zu dürfen.

Mehr nicht, mehr keinesfalls. So dumm ist keine. Höchstens ein Rendez-vous für den nächsten Tag zu einer kleinen Spazierfahrt oder zu einem Tee. Am nächsten Tag, wenn sich der Bewerber der Gunst durch ein nobles Präsent würdig zu erweisen weiß.

Grafen, Prinzen, Millionäre, Direktoren, wunderhübsche Burschen, erfahrene Herren mit Glatze, Offiziere vom feudalsten Kavallerieregiment der Monarchie — und immer an allen Tischen das gleiche, verzweifelt ernste Ringen zwischen dem, der die Gunst

eines dieser Weiber um jeden Preis erringen will, und denen, die die Zeche um jeden Preis erhöhen wollen. Und immer bleiben die verbündeten Mächte Wirt, Kellner und Chansonette gegen die Gäste die lachenden Sieger.

Jean — so heißt Jaroslaw hier, weil in dem internationalen Lokal ein tschechischer Name zu gewöhnlich klingen würde — hat schnell die Prestidigitateursstücklein erlernt, die zum Prellen der Wurzeln nötig sind, und weiß die Eskamotage von Sektmengen so bravourös zu betreiben, daß ihm Anerkennung und Gratifikationen des Wirtes und von den Damen Anteile der dadurch erhöhten Prozente nicht versagt werden.

Das freut ihn bei weitem nicht so, wie die Betrachtung des allabendlichen Verzweiflungskampfes. Alle Männer hier verzehren sich in sinnloser Gier nach den Weibern, ihre Opfer kennen keine Grenzen. Wenn diese Weiber auf dem Podium den Rock heben, dann vibrieren die Gucker an den Augen, ein Dunst von Erregung hüllt den Saal ein, die Mutigen, die Gewiegten, die Roués wagen es, eine der Artistinnen einzuladen, andere beneiden diese Mutigen und gehen sehnsuchtsschwer aus der Vorstellung, andere bleiben sitzen, als ob sie noch die Flasche Wein austrinken wollten, in Wirklichkeit, um mit einer der Sängerinnen ins Gespräch zu kommen. Da sind die feinen Herren, die in die Chambres gehen, um dort Sekt zu trinken: die Herren Grafen, Durchlaughts, viele

seiner einst von ihm beneideten noblen Mitschüler von der Realschule, die ihn aber heute noch weniger kennen wollen als damals, dann die Herren Bankdirektoren, Oberleutnants, die den Kellner gar keines Blickes würdigen, der ihnen früh in den goldverbrämten Attila oder den Otterpelz hilft, die dem Kellner mit keinem Zucken der Augenwimper danken, wenn er mit einer tiefen Verbeugung die Saaltüre aufreißt. Was ist ihnen ein Kellner? Wenn sie wüßten, wer er ist! Jarda trägt diese Verachtung mit einem innerlichen Lachen des unsäglichen Triumphes. Was seid ihr alle gegen mich, ihr Herren mit den Kupferkarosserien eurer Automobile, mit dem klirrenden Pallasch und dem Goldporteppee, mit den pelzgefütterten Winterröcken, mit den dicken Lagen von blauen Scheinen in euren Brieffaschen! Alles, alles würdet ihr hergeben, um Weiber zu erlangen, alles gebt ihr her, eure Goldtabatièren mit der Freiherrnkronen, eure Ringe, euer Geld, eure Besinnung, ihr erniedrigt euch und erlangt diese Weiber nicht. Ihr seid glücklich, wenn ihr ihre Tailen umfassen dürft, ich aber kann mich diesen Weibern nur mit Mühe entziehen. Wenn ihr mich mit einem geldbeschwerten Kuvert ins Zimmer der einen schickt, dann kann ich, der Bote, mich der Gunst kaum erwehren, um die ihr nun die ganze Nacht, vielleicht vergeblich, alle Mittel erschöpfen werdet.

Das ganze, ganze Leben ist nichts als eine Rauferei um das Weib. Jetzt verstehe ich es, hier, wo die Rauferei die

verzweifeltsten Formen annimmt. Das ganze, ganze Leben ist nichts als der Kampf um das Weib. Schon als Kind hatte ich es erfahren, aber ich verstand es nicht: Die Geschichten der Betka, die sie mir damals von ihren Schwestern erzählte, von der Emmy Dvorak, die ein Fabrikant aushielt und der er eine Reiherfeder und Schmuck kaufte, von der Anna Dvorak, die ihren Geliebten, den Friseurgehilfen Rudla prellte und Geld dafür bekam; die hundert Kronen, die die Betka für ihren ersten Weg ins Hotel Post bekommen hat, für den ihre Schwester und die Frau auf dem Riegerkai mindestens das doppelte Vermittlerhonorar erhielten; die Frau auf dem Riegerkai mit der fabelhaften Wohnung und dem prächtigen Schmuck, alles von den Männern bezahlt, die hier mit Mädchen zusammenkommen wollten; die Bitte meiner Spielgefährten, ich möge es vermitteln, daß dieses oder jenes Mädchel mit ihnen schleife, die Bitten und die Versprechungen Robert Maliks, der mit der Ruzena Rec zusammenkommen wollte, die Luise Hejl, die durch den Weg zur Kupplerin ihre Familie vor dem Hungertode rettete, die Vorwürfe der Betka, weil ich die Luise und andere Mädchel diesen Weg geführt und ihr so das Geschäft geschädigt habe; die widerwärtigen Gespräche der Kellnerburschen im Hotel, ihre Besuche in dem ekelhaften Haus, wo auch ein behäbiger Herr mit breiter Goldkette, ein junger Mann mit Schnurrbart und andere gute Gäste saßen; das Lied, das die ›Pasaci‹, die Zuhälter,

als Herren feierte, die Wut des Speisenträgers Theodor gegen mich, weil die Betka nicht mehr kam, und hier, alle Liedertexte, die Existenz der Singspielhalle samt Hotel, die ganzen Soupers und Gelage — das ganze, ganze Leben nichts als die Rauferei um das Weib.

Und alle waren sie fast verkommen, verblutend, nur ich bin von klein auf ein Sieger über alle Weiber gewesen! Ich habe sie genommen, verschenkt, gerettet, verborgt, über mich haben sie nicht gesiegt. Ich habe sie mir unterworfen, sie haben mir gedient, sie haben mir einen Ebenholzstock gegeben, mich kleiden gelehrt und mir Geld verschafft und Verstand und einen freundlichen Empfang bei der großen Dame am Riegerkai und Detektivromane und Dankbarkeit und Ansehen und Neid und dieses Gefühl ein Triumphator zu sein. Ja, auch ich stehe mitten im Kampf um das Weib, aber ich stehe auf der Seite der Sieger, die Weiber kämpfen für mich.

Durch sein Denken geht lächelnd ein Satz, der ihn einst zu wurmen pflegte, wenn ihn Betka sprach: »Schau, der dort, das ist ein fescher Kerl.« Das hatte ihn einmal mit Neid und Eifersucht durchzittert. Er läßt seinen Blick die Tische entlang laufen: Alle, alle sind sie ›fesche Kerle‹ und alle sind sie doch nur Krens, sind sie doch nur Wurzeln des Lebens. Er aber ist ein Zuhälter des Schicksals, der Herr.

Die andern Kellner und die Musikanten der Kapelle wollen zwar auch nichts mit den engagierten Damen zu



tun haben; einige sind mit dicken Frauen verheiratet, die ledigen haben Kellnerinnen im Nachtkaffee ›Rokoko‹, die nicht viel besser sind, als die Chansonetten. Jardas Kampa-Mädel sind halb so alt und zehnmal so hübsch, wie alle die vielumworbenen Sängerinnen hier, sind auch viel jünger und viel hübscher, als die Kellnerinnen im ›Rokoko‹. Die Kellner machen sich aber auch gar nicht viel aus ihren Geliebten. Sie gehen, wenn in ›Stadt Budapest‹ der Betrieb zu Ende ist, ins ›Rokoko‹, spielen dort mit den Kellnern anderer Vergnügungsetablissemments und Weinlokale bis früh Karten und lassen sich nicht stören, wenn ihre Damen in eine Chambre abberufen werden, und sprechen miteinander. Manchmal, wenn sie viel Geld verdient haben, dann ahmen sie halb absichtlich die Allüren der Gäste von ›Stadt Budapest‹ nach, trinken Sekt, besaufen sich und lassen sich wurzen, um die armen, sie fühlbar bewundernden Kollegen aus dem ›Café Rokoko‹ auch etwas verdienen zu lassen. Sie hasardieren um die Zeittotzuschlagen, sie zechen, um ihr Geld irgendwie verwerten zu können, und sie haben Verhältnisse mit den Kellnerinnen, um jemanden zu haben, mit dem sie wohnen können und der die gleiche Tageseinteilung hat, um jemanden zu haben, der sie bewundert und an dem man seinen Unwillen auslassen kann, den der Kellner sonst servil hinunterschlucken muß. Auch gewinnen rohe Reden von Geschlechtlichem in Frauengegenwart so

etwas wie Humor. Wenn sich die Kellnerinnen im Laufe der Nacht wegen strittiger Weinprozente oder widerrechtlicher Trinkgelder oder unlauteren Manövers bei Behandlung eines einer Anderen zugehörigen Gastes bis auf den Tod verfeindet haben, dann haben ihre Geliebten ihren gemeinsamen Spaß daran, der Feindin ihrer Geliebten recht zu geben, sie als Muster hinzustellen und durch Drohungen, Püffe und dergleichen eine für beide Seiten möglichst entwürdigende Aussöhnung herbeizuführen. Das Quälen macht ihnen Hauptspaß. Wenn der Hausierer mit der Elektrisiermaschine kommt, bestellen sie harmlos ›Um zwei Kreuzer Damenstrom‹ für ihre Geliebte, aber kaum hat sie die Metalltaster gepackt, die sie nun nicht mehr loslassen kann, so versprechen sie laut dem Hausierer eine Krone, wenn er die stärkste Stromstärke einstelle, und nicht innehalte, bis sich das gepeinigte Mädels unter fortwährendem Schreien ›Genug‹, ›Genug‹, auf dem Boden krümmt, während die ›Herren‹ vor Lachen Hustenanfälle bekommen. Oder sie schlagen, wenn eines der Mädels sich vom Verkaufsbrett des hatscheten Haldich eine saure Gurke oder eine Zwiebel aussucht, so wuchtet von unten in das Bodenbrett der offenen Schachtel, daß das ganze Delikatessengeschäft samt Essig der entsetzten Maid und dem schon eher daran gewöhnten Verkäufer ins Gesicht und von dort auf die Erde fliegt; zehn Kronen ist hierfür die Entschädigungstaxe und man kann, während

der hatschete Haldich die Sardinen, Sardellen, die Stücke paprizierten Lungenbratens, Rollmöpfe, Heringe, eingelegten Zwiebeln, saueren Gurken, Fiesolen, Kartonteller, Seidenpapiere und Porzellanscherben des weißen Senffäßchens mühsam vom Fußboden aufklaubt, eine Menge von Scherzen darüber anstellen, wie nun die Ware anderen Leuten schmecken werde. Und was dergleichen Witze mehr sind.

Sie kommen sich alle in ihrer Macht über die Weiber sehr groß vor und nennen sich selbstgefällig: ›Zuhälter‹, obwohl sie doch nur zum geringen Teil vom Verdienste ihrer Geliebten leben. In ihrem Gehaben gefallen dem Jarda seine älteren Kollegen. Was ihm nicht an ihnen gefällt, sind ihre Weiber, die doch schließlich öffentlich sind und für jedermann, routinierte Weiber — lange nicht so anspruchslos und so brav und so hübsch wie seine Kampa-Mädel.

Früh fährt man nach Selz hinaus, manchmal mit dem ersten Bahnzug, gewöhnlich in Fiakern oder Autodroschken; Arbeiter mit ungelinken Schritten, Fabriksarbeiterinnen mit unausgeschlafenen Augenwinkeln, postierte Marktweiber, beladene Fleischerwagen, Bäckergehilfen mit Körben rufen wütend den Vehikeln, in denen die pfeifenden und lachenden Drahrer mit den Hüten im Nacken, den auffallenden Weibern frech auf dem Schoß sitzen, Flüche und neidische Hohnworte nach: Aus den Fiakern wird

ihnen nie eine Antwort, man hat Mitleid mit diesen Armen, die schon zum Kessel oder zum Treibriemen trotten müssen. Wenn sie das Moldauufer entlang fahren, schwimmen schon die Flöße vorbei, mit den zerschissenen Leinwandstandarten, auf denen die Namen des Holzhändlers und des Floßführers stehen. Jarda schaut hinunter, er erkennt die Flößer, die da erhitzt und balanzierend auf den Balken umherlaufen, bald die Bindwieden fester knüpfen, bald die Staaken in den Wassergrund bohren und, den schrägen Körper gegen diese Holzharpunen pressend, die Prahme nach vorwärts drücken, um dann wieder an die Vorderseite des Floßes zu rennen und die Steuerruder schwer nach rechts zu drehen, damit das Floß nicht ans Ufer renne, oder schnurstracks in die Verlängerung der schmalen Schleuse zu schwimmen, in der es neue Gefahren gibt. Jarda erkennt sie alle, die sich da — die Haare in die Schläfen gekämmt, um nach Plebejergeschmack fesch zu sein — in ihren blauen Leinwandjacken und unförmigen Wasserstiefeln placken, es sind die Berufsgenossen seines Vaters und seine eigenen Spielgefährten. Narren der Arbeit! Ewig geht ihre Arbeit mit dem Strom, Freude kennen sie nicht. Sie fahren bis nach Sachsen, aber sie halten sich dort nicht auf, sie schauen sich nichts an, sie übergeben das Floß, packen die Staaken zusammen und fahren mit dem nächsten Zug nach Prag zurück. Nicht einmal ins Gasthaus können sie gehen, weil sie nicht

Deutsch verstehen. Dummköpfe.

Da hat sich der alte Hejl gerackert, bis ihm die Schregge den Kopf zertrümmerte, und nun weiß Luise, seine kleine Tochter, die Familie besser zu ernähren; Jarda hat ihr einfach den Weg gewiesen. Jarda glaubt den toten Hejl vor sich zu sehen, die knappe Zeitungsnotiz mit dem höhnischen Trost als Titel: »Risiko der Arbeit.« Und Jardas Vater. Der hat sich auf den schwimmenden Balken die Lunge ruiniert, Rheumatismus geholt und seine Frau hat ihn dann einfach mit dem Herrn aus der Rittergasse betrogen, seinem wirklichen Vater. Ihm wird so weh ums Herz. Narren, möchte er hinunterrufen, wozu schindet ihr euch?

In Selz kommt man auf andere Gedanken. Hier ist sakrosankter Boden, Selz gehört nicht mehr zum Polizeirayon und so können Kellner und Kellnerinnen, Drahrer und Drahrerinnen, die Strichweiber vom Pulverturm und ihre Luden unter den ausladenden Kastanienbüschen im Gasthausgarten ›Beim Admiral‹ beisammensitzen, ohne Störungen befürchten zu müssen. Manchmal holen die Musikanten spaßeshalber ihre Instrumente aus den Futteralen und spielen ein, zwei Stücke zum Tanz. Man trinkt, man fährt Schinakel, mietet die kleine Badeanstalt am drübigen Ufer, Männer und Frauen ziehen sich dort gemeinsam aus und springen ins Wasser, man legt sich in den Wald und schläft bis Mittag.

## Zehntes Kapitel

Zu den Morgenausflügen nach Selz muß sich Jaroslaw immer irgend eine ›ledige‹ Kellnerin aus dem Café Rokoko mitnehmen, gleichgültig welche.

Er denkt immerfort daran, wie er es anstellen soll, um die Betka mitzubringen, mit der er seinen Lehrmeistern imponieren könnte. Aber er kann doch nicht um fünf Uhr früh auf die Kampa gehen, um sie aus den Federn zu trommeln. Und weil Betka über schlechten Geschäftsgang bei Kupplerinnen klagt, und weil seine Mutter schimpft, wenn er ein paar Tage nicht nach Hause kommt, so richtet er sich alles anders ein. Er verschafft der Betka eine Stellung als Kellnerin im Café Rokoko und mietet mit ihr einige Tage darauf eine Wohnung, wie es seine Kollegen längst getan haben. Die Möbel auf Raten, elegant eingerichtet, denn Betka will sich ja Gäste mitnehmen und einladen. Sie hat schon in den ersten Tagen Angebote genug gehabt. Aber der Haushalt macht Sorgen. Zwei neue Kabarets schädigen ›Stadt Budapest‹ erheblich, und der Hochsommer ist dem Nachtgeschäft nicht zuträglich, obschon das Programm im Hof — ›im schattigen Garten‹ steht auf den verzweiflungsgroßen Plakaten — abgewickelt wird. Auch der Zuwachs von

Strohwitwern kann das Geschäft nicht retten, denn hinter deren forciert feschseinwollendem Gehaben steckt Spießbürgerei und sie kontrollieren, wenn der Kellner ihre Zeche von zwei Bieren addiert. Auch Betka verdient fast gar nichts mehr. Die Aufforderungen der Stammgäste zum Mitgehen, die sich am Anfang so vielversprechend gehäuft hatten, haben sich nur auf einen Besuch erstreckt — die Professionssumpfer gehen nur einmal aus Sammelwut mit einem Mädels, denn ihre Kalkulation ist die: Nach einem Jahre wird es wertvoll sein, heute mit diesem Mädels gewesen zu sein; ja, noch nach fünf Jahren klingt es neiderregend, wenn man so zu einem Bewunderer des Mädels sagen kann! Die hättest du vor fünf Jahren sehen sollen, damals bin ich mit ihr gewesen . . . Überdies macht sich auch sonst im Café Rokoko die abstumpfende Macht der Sommersonne bemerkbar, das Geschäft wird stier und stierer.

Die Mahnungen des Möbelhändlers treffen rekommandiert ein, der Augusttermin kommt heran, als ob Jarda und Betka die Miete beisammen hätten.

Emmy Dvorak, Betkas älteste Schwester, die unter Kontrolle steht, übersiedelt zu ihnen und bringt in der Nacht einen oder den anderen Gast vom Graben nach Hause. Aber auch sie hat zu kämpfen, um jede Woche die zwei Gulden für den Polizeichefarzt auszutreiben und das, was sie dem Jarda als Mietsbeitrag bezahlt, kann ihn nicht herausreißen.

Nur Jlonka Varaday wäre ein Ausweg. Jlonka Varaday ist die geschickteste Geldverdienerin von allen Soubretten in ›Stadt Budapest‹. Sie singt ihre magyrischen Lieder in hellbraunen Trikots, und ihre Füße von wunderbarer Gradheit bewirken, daß sie unter allen Chansonetten den Rekord an Souperereinladungen hält. Aber auch wenn sie keine bekommt, so weiß sie von irgend einem Nebentisch her die Gäste so witzig zu sticheln, daß aus Antwort und Gegenantwort immer die Einladung zum Nähersetzen resultiert. Sitzt sie aber einmal bei einem Herrentisch, dann kann man gleich eine Batterie von ›Irroy‹-Flaschen aus dem Sektkeller holen lassen. Die kennt sich aus! Was sie nur Schmuckstücke hat! Alle anderen Sängerinnen pflegen nach neuem Programm, nach vierzehn Tagen oder einem Monat aus dem Engagement entlassen zu werden. Nur Jlonka Varaday ist jetzt schon bald ein Jahr hier.

Bei Tag empfängt sie nie Besuche, hat nie Rendezvous. Sie scheint vom Stamme jener Kokotten zu sein, die an Versprechungen oder am Ablehnen von Wünschen der Verehrer zehnmal mehr verdienen, als andere an deren Erfüllung.

Jarda gefällt ihr sehr. Vom ersten Mal an, als er zu ihr ins Zimmer kam, um ihr das Abendbrot zu bringen. Sie hatte sich damals in ihrem Negligé vor ihm hingestellt, ihn getätschelt, ›bist ajn hübscher Junge‹ gesagt und ihn eingeladen. Jarda war nicht gekommen. Er hatte das



Interesse an ›Singvögeln‹, wie man im Kellnerkreis die Soubretten und auch den Verkehr mit ihnen nannte, längst abgewöhnt, und außerdem hielt er die Jlonka Varaday nicht für gesund. Sie hat solche rötliche Flecken an der Haut, auf ihrem Waschtisch steht eine ganze Kette von Flaschen, Tinkturen und Salbentiegeln, und zu ihrem Trikot trägt sie ein hochgeschlossenes Pagenwams und einen Gainsborough-Hut. Fehlendes Decolleté wird unter den Kellnern immer mißtrauisch betrachtet: Entweder steckt unschöne Haut dahinter, eher aber Krankheit, denn bloße Hautröte läßt sich ja unter Puderwolken bergen. Deshalb ist Jarda noch zurückhaltender gegen Jlonka Varaday, die ihm direkt nachstellt. Desto stärker nachstellt, je mehr er zurückweicht. Sie, die Berechnende, hat ihm schon oft von ihren Weinprozenten mehr als die Hälfte geschenkt. Sie hat ihn ein paarmal eingeladen mit ihr im Gummiradler nach Baumgarten zu fahren, was er abgelehnt hat. Sie will ihn nie aus dem Zimmer lassen, sie packt ihn bei der Hand und drückt sie, sie zieht ihn an sich, aber er macht sich immer los, was sie noch stärker reizt, weil sie es vielleicht als Unschuld deutet.

»Warum bleiben Sie nicht mal bei mir, Jean? Ich kaufe Ihnen einen feinen englischen Anzug, wenn Sie mal bei mir bleiben.«

Auch das hat er abgelehnt.

Aber jetzt denkt er, daß sich bei Jlonka Varaday doch

etwas verdienen ließe. Wenn er nicht Angst hätte, daß sie irgend eine Krankheit hat, von der er sich anstecken könnte.

Ach, was! Alle Kollegen und ihre Mädels sind zeitweilig krank. Sie rühmen sich dessen noch, sie erzählen weitschweifig und witzelnd von den Symptomen. Neulich haben sie sich im Café Rokoko über einen Kellnerburschen lustig gemacht, der eine Sodawasserflasche vor sich stehen hatte: Ihm fehle nichts, hatten sie gehöhnt, er wolle nur vortäuschen, daß ihm etwas fehle, um sich interessant zu machen.

Wer sagt denn, daß die Jlonka Varaday angesteckt sein müsse?

Und doch: Er hat eine solche Scheu vor der Ungarin, die ihn mit aller Gewalt haben will.

Es ist noch ein anderer Ausweg da. Er schickt Betka auf die Insel Kampa zu ihren Freundinnen: Was braucht ihr die Deutsche auf dem Riegerkai zu füttern! Verabredet euch mit euern Herren dort für das nächste Mal bei mir! Von dem was mir die Herren geben werden, kriegt ihr euern Anteil, außerdem das, was euch die Herren schenken.«

Wirklich hat Betka am nächsten Tage schon drei Mädels bei sich mit deren Herren. Allerdings muß sie den Mädchen stattliche Anteile an den Vermittlergebühren bezahlen, damit sie sich hergewöhnen und ihrer früheren Chefin nicht den Grund ihres Ausbleibens verraten.

Außerdem weiß Betka auch gute Gäste aus dem Café Rokoko zu sich zu locken: »Ich weiß von einem sehr anständigen Mädels. Es ist meine Cousine. Heute nachmittags ist sie bei mir in der Wohnung.«

Das Geschäft floriert. Betka und Jarda träumen schon von Investitionen: Sie wird ein Trauerkleid und schwarzen Schleier kaufen, wie sie die Frau vom Riegerkai für ihre Kundinnen bereit hatte, die sie anlegten, um hilfsbedürftige Waisen oder Witwen zu spielen, Eheringe, Pelzkragen und Muff, um die Mädels im Wartezimmer damit zu drapieren. Auch eine neue Wohnung, eine größere, werden sie mieten.

Den Mietsbetrag für die alte Wohnung haben sie schon beisammen. Wenn nur nicht auch die Möbelrate zu zahlen wäre, wäre alles in schönster Ordnung. Aber Montag ist der letzte Termin, dann sollen die Möbel gepfändet werden und heute ist noch kein Heller Geld da. Sind die Möbel weggeschafft, gibt es auch keine Zusammenkunft mehr.

Am Abend ist Jarda bei Jlonka Varaday im Zimmer. Sie hat schon ihr Trikot angelegt, das Wams liegt noch über den Stuhl gebreitet. Auch die Abendrobe und die Spitzenwäsche ist vorbereitet, die sie anlegt, wenn sie nach beendigtem Programm ins Lokal hinunterkommt. Sie steht vor dem Spiegel und spritzt Atropin in die Augen, um den Pupillen Größe zu geben.

»Na, Herr Jean?« hält sie gleich inne, und zwickt ihn

zärtlich in den Rücken.

»Fräulein, Sie haben mir einmal gesagt, daß Sie mir einen neuen Anzug kaufen werden, wenn ich zu Ihnen komme . . . Möchten Sie mir statt des Anzugs das Geld geben, wenn ich komme? Ich brauche Geld!«

»Wie viel brauchen Sie denn?«

»Na, ich denke ein Anzug kostet so achtzig Kronen.«

»Du irrst, Liebling,« duzt ihn die schlaue Ungarin, ihres Besitzes schon sicher, »so teure Anzüge kaufe ich nicht. Aber fünfzig Kronen will ich dir geben, weil du mir gefällst. Wenn das Lokal gesperrt wird, komme herauf.«

Der Möbelhändler wird bezahlt, und Jaroslaw und Betka spekulieren, ob man jetzt schon die Wohnung kündigen und eine größere mieten soll. Sie gehen durch die Straßen und beschauen die Auslagen der Geschäfte. Jaroslaws Ideal wäre eine Wohnung im alten Stil, große Spiegel mit Rahmen aus geschliffenem Spiegelglas, ein Glasschrank mit schönen Rippen, ein Luster mit vielen Prismen, alte Porträts an den Wänden — alles so, wie er es als Kind bei seinem wirklichen Vater in der Rittergasse und seither in tausend Gedanken gesehen. Betka ist für eine moderne Einrichtung, ähnlich der Wohnung auf dem Riegerkai; bordeauxrote Plüschmöbel, goldene Möbelleisten, ein Messingbett mit einem rotseidenen Baldachin. Eigentlich muß Jarda innerlich zugeben, daß Betka recht hat, eine moderne Einrichtung paßt besser

zum Gewerbe. Aber er widerspricht, weil man doch der Herr ist und einem Frauenzimmer nicht so ohne weiteres recht geben darf; und weil die Erörterung von Zukunftsplänen, das Für und Wider, das Detaillieren so angenehmer Absichten schon an sich einen Genuß darstellt.

Es ist keine Frage, daß sie prosperieren werden. Schon jetzt kommen auch die anderen Kampa-Mädel zu ihnen, aus Freundschaft, aus Neugierde, um der besseren Geschäfte willen. Auch fremde Herren besuchen die Wohnung, ohne eine Verabredung mit einem Mädel zu haben; sie sind von Freunden empfohlen. Bei der Frau auf dem Riegerkai, wird berichtet, ist jetzt alles leer, niemand geht mehr hin. Es steht außer Frage, daß sie Verdacht geschöpft hat. Ob sie aber erfahren wird, wer ihre neue Konkurrenz ist? Daß sie dann mit einer anonymen Polizeianzeige ihr unfreiwilliges Tochterunternehmen denunzieren würde, ist für Jarda und Betka sicher. Na, es wird doch niemand so dumm sein, zu verraten.

Ärger ist, daß Jarda sich krank fühlt, eine solche Mattigkeit ist in ihm, am Körper bildet sich ein Ausschlag, er sieht schlecht aus, täglich wird er müder und müder, seine Müdigkeit nimmt zu, je länger er sich zum Schlafen zwingt. In den Ohren verspürt er ein schmerzvolles Stechen, der Kopf tut ihm weh, Zahnschmerzen hat er. Er ist angesteckt. Natürlich hat

ihm das das Luder angehängt, die Jlonka. Er vergegenwärtigt sich das, ohne innere Erregung, wie irgend etwas, das ihn nicht viel angeht. Er ist zu matt, zu abgespannt zu einer Emotion. Seine Befürchtung ist höchstens die: Wird sich Betka nicht kränken, wird sie sich nicht vor ihm ekeln? Ach was, ihre Schwester ist doch jetzt auch von der Klinik gekommen, und doch wohnt die Emmy bei ihnen. Das wird er der Betka schon sagen, wenn sie irgend einen Krach machen sollte.

Aber die Jlonka Varaday soll etwas erleben! Er hat nicht übel Lust, sie bei der Polizei anzuzeigen. Eine anonyme Karte würde genügen oder irgend eine mit einer fingierten Unterschrift. Ach, das hat keinen Zweck. Androhen wird er es ihr, daß sie zittern muß. Und zahlen muß sie. Natürlich. Er wird sagen, daß er Geld für den Doktor braucht und eine Entschädigung.

Was, wenn sie ihn auslacht? Wenn sie gesund ist, braucht sie sich vor der Visite auf der Polizei nicht zu fürchten. Sie kann ihm noch sagen: »Wenn ich eine Vorladung zur Polizeidirektion bekomme, dann weiß ich, daß du mich angezeigt hast; und klage dich wegen Verleumdung.«

Von einer andern aber hat er es gewiß nicht. Es fragt sich nur, ob er überhaupt angesteckt ist. Ob es nicht bloß ein Hitzausschlag ist oder etwas Derartiges.

Jarda zieht Emmy Dvorak zu Rate. Die brüstet sich ja immer mit ihrer zweimonatlichen klinischen Praxis, und

›Ich bin ein halber Kreibich‹ ist ihre Redensart.

Emmy Dvorak, geschmeichelt ob des Vertrauens, das ihr Schwager und Quartiergeber in ihre medizinischen Kenntnisse setzt, untersucht Jarda mit forzierter Sachlichkeit und freut sich, die schon bei Betrachtung seiner geröteten Haut gestellte Diagnose, daß er Syphilis habe, durch verdickte Achseldrüsen unzweifelhaft bestätigt zu finden. Auch eine Behandlungsmethode weiß sie: »Gar nichts mache. Das ist das beste. Wenn du auf die Klinik gehst, so lassen sie dich dort und schmieren dich, daß die Papeln erst recht nicht trocknen. Wenn du mir folgst, machst du gar nichts. Dann trocknet alles von selbst.«

Betka kommt mit einem Paket nach Hause. Jaroslaws Stimme, so sehr er sich müht, es unbefangen und beiläufig herauszubringen, zittert, da er ihr sagt: »Die Emmy sagt, ich habe Syphilis.«

»Na, das ist ja sehr schön!« Betka schüttelt unwillig den Kopf und schält dabei eine Tischlampe aus dem Paket. Dann entnimmt sie sorgfältig einen Lampenschirm aus gelber Liberty-Seide einer Emballage und stülpt ihn über den Lampenzylinder. »Das ist hübsch, nicht? Das gibt dem ganzen Zimmer ein anderes Gesicht. Warte, ich werde sie gleich anzünden.«

Der Jlonka Varaday sagt Jarda alles, was er gefürchtet hatte, das ihm Betka sagen werde. Er überwindet mit Gewalt seine Apathie und wirft ihr vor, daß sie ihm sein

ganzes Leben vernichtet habe, daß er verseucht sei, daß er sie anzeigen werde und sie klagen, weil er seinen Posten verlieren werde und sich behandeln lassen müsse.

Die Soubrette ist sehr erschrocken und beschwört den Jarda, er möge nur leise sprechen, im Hotel höre man jedes Wort, aber sie leugnet auf das Entschiedenste. Sie sei — dabei klopft sie dreimal mit dem Fingerknöchel auf den Tisch, um das Unglück nicht zu beschreien, — niemals in ihrem Leben krank gewesen, geschweige denn an so etwas. Wenn Jean im letzten Monat wirklich mit keiner anderen gewesen sei, wie mit ihr, dann müsse es eine andere Krankheit sein.

Sie gibt ihm vierzig Kronen, ›aus Mitleid und damit er sich anständig untersuchen lassen könne, ob es wirklich nichts anderes ist‹. Er solle nur um Gottes willen keine Andeutung darüber machen, von wem er es sich geholt zu haben glaube. Schon der Verdacht würde ihr schaden, sie sei Chansonette und fremde Staatsangehörige — sofort würde sie ausgewiesen werden.

Jarda will das Geld nicht nehmen. »Vierzig Kronen? Vierzig Kronen dafür, daß Sie mir das ganze Leben vernichtet haben?«

Sie redet ihm zu, er solle einstweilen das Geld nehmen, er müsse doch erst vom Arzt die Bestätigung haben, daß er wirklich geschlechtskrank sei, sie habe auch jetzt nicht mehr Geld, aber am Fünfzehnten abends nach der Gageauszahlung und Verrechnung werde sie ihm schon



einen anständigen Betrag schenken.

Am Fünfzehnten erfährt man, daß Jlonka Varaday früh Prag verlassen hat.

## Elftes Kapitel

Im selben Moment, da Betka durch das Guckloch der Wohnungstür schaut, um zu sehen, wer geläutet habe, haben die drei draußenstehenden Männer das lugende Auge erblickt.

»Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie.«

Hm. Bevor Betka noch zum Bewußtsein ihres Erschreckens kommen, bevor sie sich vergegenwärtigen kann, daß da gar nichts zu machen sei, schallt die Urgenz:

»Aber sofort, ja!«

»Sie sind Fräulein Dvorak?«

»Ja, bitte.«

»Einen anderen Ausgang hat die Wohnung nicht?«

Die blaß gewordene, schwer atmende Betka schüttelt den Kopf.

Der Kommissär und die beiden Zivilwachleute öffnen die Zimmertüre. Zwei Mädchen sitzen da, die Hüte auf dem Kopf, Handschuhe angezogen, auf Gäste wartend.

»Wie heißen Sie?«

Die Mädchen, nicht weniger erschreckt als Betka, stammeln ihre Namen.

»Und was machen Sie hier?«

Statt ihrer antwortet Betka, schon ein wenig Herrin

über ihre Verstörtheit: »Das sind meine Freundinnen von der Kampa-Insel. Ich bin auch von dort, wir kennen einander von klein auf. Sie sind zu Besuch da.«

»Zu Besuch? Wir werden Ihnen schon Ihre Besuche einstellen!«

Die Türe zum andern Zimmer ist versperrt. Wieder die Formel von vorhin: »Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!« Ein dicker Herr, der einen Stiefel halb über den Fuß gezogen hat, in Hemdärmeln, ohne Kragen, öffnet sehr ängstlich. »Sie können sich entfernen,« wird ihm bedeutet. Das zerzauste Mädchel, das in ihrer Unterwäsche dasteht, wird nach ihrem Namen befragt und gewiesen, sich schnell anzuziehen.

Im anderen Zimmer wird das Verhör mit Betka Dvorak fortgesetzt.

»Wie lange wohnen Sie schon hier?«

»Fast ein Jahr.«

»So lange empfangen Sie also schon Besuche.«

»Nein, nein, um Gottes willen. Noch nicht einmal einen Monat.«

»Mit wem wohnen Sie hier?«

»Mit meiner Schwester, der Fanny Dvorak.«

»Was ist die?«

»Sie steht, bitte, unter Kontrolle.«

»Ah, die Emmy, nicht wahr? Das ist Ihre Schwester?«  
Bejahung durch Kopfnicken.

»Und wer wohnt noch da?«

»Mein Geliebter wohnt hier.«

»So? Wer ist das?«

Betka stockt ein bißchen. Soll sie den Jarda nennen? Es nützt nicht ihn zu verschweigen, der Kommissar brächte den Namen schnell heraus. Er drängt schon, indem er mit der Fußspitze ein paarmal schnell auf den Boden stößt.

»Jaroslaw Chrapot heißt er.«

»Ihr Zuhälter, was?«

»Nein, nein. Er arbeitet ja. Er ist Kellner.«

Der Kommissar notiert den Namen und nachdem er erfahren hat, daß er im Hotel ›Stadt Budapest‹ angestellt sei, auch dies. Dann wendets er sich zu einem der drei Mädels:

»Wie sind Sie hergekommen?«

»Zu — Besuch — zur — Dvorak.«

»Ich meine, wer Ihnen die Adresse gesagt hat?«-

»Ich — ich habe — die Betka — mal getroffen auf der Karlsbrücke — und da hat sie mir halt — gesagt — ich möchte sie mal — besuchen. Da bin ich . . .«

Die Wohnungsglocke läutet. Der Kommissar winkt einem der beiden Detektivs öffnen zu gehen. Nach einer Weile kommt der Zivilwachmann zurück und meldet halblaut: »Ein fremder Herr wollte zu Fräulein Dvorak, er sei empfohlen. Ich habe ihm gesagt, daß heute nicht ›amtiert‹ wird.«

»Sonst hat Ihnen niemand gesagt, daß Sie herkommen

sollen?«, verhört der Kommissar das verängstigte Mädel weiter.

»Nein, bitte.« «

Die andern zwei geben weinend das gleiche an.

Betka macht einen Verteidigungsversuch: »Die Mädel sind schon früher alle mit Herren gegangen. Auch bei Kupplerinnen waren sie . . .«

Der Kommissar unterbricht das Plaidoyer. Das werde sich alles auf der Polizei herausstellen. »Wo haben Sie Ihre Aufzeichnungen über Ihre Einnahmen?«

»Ich führe kein Buch.«

Die beiden Zivilpolizisten machen einen raschen Rundgang durch die Zimmer. Sie öffnen die Schubladen, schauen auf die Schränke, ohne etwas zu finden. »Kommen Sie.« Die drei Herren mit den vier verstörten, vertränten Frauenzimmern erregen im Hause Aufsehen. Ein Dienstmädchen hat gesehen, wie einer der Herren die Wohnung hinter sich abspernte und den Schlüssel einsteckte, somit ist für die schnell im Stiegenhaus sich bildenden Gruppen der Hausbewohner der Zusammenhang leicht erraten.

Da Jarda nach Hause kommt, die Wohnung versperrt vorfindet und hören muß, daß der Schlüssel beim Hausmeister nicht abgegeben wurde, ahnt er Peinliches, und die Hausmeistersleute rücken auch schnell mit ihren Kenntnissen des Vorgefallenen heraus. Zitternd kommt er aus dem Hausflur wieder auf die Straße hinaus und

schaut sich scheu um. Er erwartet, daß ein Geheimer auf ihn zutreten und ihn für verhaftet erklären werde. Allen Passanten schaut er mit Angst ins Gesicht. Dann geht er schnell fort und besteigt eine beliebige Elektrische. Niemand ist nach ihm eingestiegen, das beruhigt ihn; er wird also nicht verfolgt. Wahrscheinlich wissen die ›Wieseln‹, die Geheimpolizei, gar nicht, daß das seine Wohnung ist. Die Betka ist ein schlaues Luder, die hat ihn nicht verraten. Er lacht in sich hinein: Die Betka, die kennt sich aus beim Wurstkessel! Die hat mich fein herausgefischt. Wenn mir nur nicht so hundsmiserabel schlecht wäre. Verfluchtes Mistvieh, diese Jlonka Varaday! An die werde ich denken. Wenn's nicht besser wird, werde ich doch mal zum Arzt schauen müssen. Arme Betka! Die wird sich's heute nicht gut haben, in der Zelle.

Aber die unangenehmen Gedanken werden zurückgedrängt. Das war ein Glück, daß er nicht zu Hause war. Er summt vor sich hin:

»Herr Draschner hält im Stall  
Die Schäflein eingesperrt . . .«

Am Abend, da er das Hotel ›Stadt Budapest‹ betritt, sagt die Garderobiere zu dem Herrn, der wartend die Photographien an der Wand anschaut: »Das ist der Herr Jean.« Der Herr händigt ihm einen Zettel ein, eine Vorladung ins Departement IV der Polizeidirektion für morgen neun Uhr früh.

Jarda hat fast schon nicht mehr an die polizeiliche Aufhebung seiner Wohnung gedacht. Umsomehr erschrickt er bei der Überreichung der Vorladung. Aber als der Zivilwachmann das Hotel verlassen hat, wird ihm etwas leichter. Es ist doch wenigstens eine Form gewahrt, sie haben ihn nicht einfach arretiert, wie die Betka und sein Personal, sie laden ihn vor. Wahrscheinlich nur als Zeuge. Denn wenn sie ihn einsperren wollten, würden sie ihn gleich einsperren.

Dieser Ansicht sind auch seine erfahreneren Kollegen, mit denen er nach Geschäftsschluß im Café Rokoko Kriegsrat abhält. Sie sind alle bemüht, den Jarda zu trösten, der nicht merken lassen möchte, welche Angst er hat und nervös eine Zigarette nach der andern zerkaut, sie bemühen sich alle, die Sache als etwas Fesches hinzustellen, ihm lachend beizubringen, daß Konflikte mit der Polizei notwendig zum Gewerbe gehören. Jarda will seine Beklemmung unter Wutausbrüchen auf die mutmaßliche Denunziantin decken:

»Keine andere hat mir dies verschafft, wie diese elende Kupplerin vom Riegerkai. Aus Wut, weil die Mädels lieber zu uns gegangen sind. Aber ich werde es ihr schon einsalzen. Wenn ich schon sitzen muß, soll sie auch sitzen.«

»Unsinn. Du wirst nicht sitzen. Der Draschner wird dich fragen, ob du die Mädels oder die Gäste hingebraht hast, und du mußt einfach sagen: Nein, die Betka hat alles

gemacht. Die Betka muß doch ohnedies sitzen, sonst hätte man sie nicht gleich mitgenommen. Wahrscheinlich weiß man, daß sie irgend jemanden zu sich eingeladen hat. Also kannst du sie nicht herausreißen, und sagst, sie habe alle Mädels hingebacht.«

»Das hat sie auch. Sie war ja auf der Insel Kampa, um die Mädels zu holen.«

»So? Waren denn die nicht deine Mädels?«

»Ja, ich habe sie zu der Frau auf dem Riegerkai gebracht, und jetzt hat ihnen die Betka gesagt, sie möchten lieber zu uns kommen. Zu uns habe ich nicht eine einzige eingeladen.«

»Na, also. Da kann dir nichts geschehen. Umso weniger, als du ja eine Stellung hast.«

»Aber,« rät ein anderer, »von der Frau auf dem Riegerkai rede auf der Polizei kein Wort. Sonst sagt sie, daß sie ihr ganzes Warenlager von dir bezogen hat.«

»So soll diese schuftige Sau straflos ausgehen?«

»Du kannst nichts machen, wenn du nicht wegen Kuppelei in den Karlsturm kommen willst.«

»Die Betka wird wohl wegen Kuppelei eingehen, was? Wieviel kann man ihr anhängen?«

»Mehr als zehn Tage kriegt sie nicht, es ist ja das erste Mal. Und dann werdet ihr halt von Frischem anfangen.«

Jarda geht gar nicht schlafen. Seine Wohnung ist polizeilich abgesperrt, und schon um neun Uhr muß er ohnedies in der Polizeidirektion sein. Er begleitet die



Kameraden, die mit ihren Mädeln nach Selz fahren, auf die Bahn. Aus dem Zug rufen sie ihm noch aufmunternde Scherzworte zu. Dann schlendert er durch die Gassen.

Der Kommissar macht nicht viel Federlesens mit ihm. Daß Chrapot die Mädler nicht selbst zum ständigen Besuche seiner Wohnung animiert hat, weiß er von den Mädeln, und seine Frage danach ist nur rhetorischer Natur. »Aber Sie wußten, daß Ihre Geliebte Männer und Frauen in Ihre Wohnung gelockt hat?« Jarda verneint. »Lügen Sie nicht, sonst werden wir miteinander gleich fertig sein. Wieviel haben Sie Gehalt?«

»Zwanzig Kronen wöchentlich und Trinkgelder.«

»Wieviel machen die Trinkgelder ungefähr aus?«

»Das ist nicht gleich. Manchmal dreißig Kronen in der Woche, manchmal noch mehr.«

»Davon können Sie doch nicht die Wohnung bezahlen, Ihre Kleider, das Essen, die Möbel.«

»Die Betka Dvorak verdient doch auch. Sie ist ja in Stellung.«

»Und die hat Geld zum Haushalt beigegeben?«

»Ja.«

»So. Und in den letzten vierzehn Tagen war sie überhaupt nicht mehr im Café Rokoko! Das haben Sie doch wissen müssen, denn Sie sind dort Stammgast und sind immer früh mit ihr nach Hause gegangen, wenn sie kein Gast begleitet hat! Wissen Sie, wie wir einen solchen Menschen nennen? Den nennen wir einen

Zuhälter und sperren ihn ein.«

Jarda wagt keine Gegenrede mehr.

»Ich sollte Sie eigentlich dem Strafgerichte einliefern wegen Kuppelei oder Mitschuld, ich werde Sie aber diesmal nur polizeilich bestrafen, weil Sie in Stellung sind. Nur diesmal kommen Sie so glimpflich davon. Nehmen Sie sich in acht. Dieses Frauenzimmer ist ja älter als Sie und genau so eine feine Dame wie ihre Schwester, die Emmy Dvorak, die jede Weile auf der Polizei ist oder im Krankenhaus. Das ist keine Gesellschaft für einen jungen Menschen. Für diesmal bleiben Sie zwei Tage hier. Ich werde Ihnen eine bessere Zelle anweisen lassen.«

Jaroslav Chrapot wird ins anthropometrische Kabinett geführt, wo man seine Fingerabdrücke und seine Maße aufnimmt und seine Personalien abfragt. Beim Rubrum ›Charakteristik‹ antwortet er auf die Frage des Inspektors, weshalb er hier sei: er wisse es nicht. Der Beamte schaut in den Akten nach und sagt dann mit Ironie: »Als Zuhälter, wenn Sie es nicht wissen sollten.« Und in Jardas Augen brennt eine wütende Scham, da er sieht, wie der Beamte die Rubrik mit dem Worte ›Zuhälter‹ ausfüllt, den Titel, auf den er und seine Freunde sich immer so viel zugute getan.

»Neunzehn Jahre.« Der Inspektor notiert kopfschüttelnd Jaroslaws Alter. »Neunzehn Jahre. Da werden wir uns wohl noch oft wiedersehen, wenn Sie

schon mit neunzehn Jahren ein so verdorbener Mensch sind.«

Ein verdorbener Mensch. Zum ersten Male bäumt sich in Jarda das Gefühl auf, daß er ein Opfer sei. Der Trotz weckt ihn aus seiner Lethargie: »Ein verdorbener Mensch!«, wiederholt er laut und bitter, »und wer hat mich verdorben?!«

»Freundchen, das geht uns nichts an. Da hätten wir wohl viel zu tun, wenn wir alle messen sollten, die jemanden verdorben haben. Zuständig sind Sie nach Prag III., ja?« Der Inspektor schreibt weiter.

Jardas Hinterkopf wird im photographischen Atelier leicht in eine Blechschlinge gestützt, man photographiert ihn von der Seite und von vorne.

Dann wird er zur Untersuchung seiner Straffähigkeit dem Polizeiarzt vorgeführt, der sich ganz mechanisch dieser formalen Aufgabe entledigen will, und sehr verduzt ist, bei dem Inhaftaten eine Lues feststellen zu müssen. So wird dieser gar nicht in die Zelle abgeführt, sondern bleibt in der Aufnahmekanzlei, bis die Expedition der Arrestanten in die Gerichte, Schubstationen, Spitäler erfolgt. Der Gefängnisaufseher belehrt ihn, daß er nicht mit dem ›Grünen Anton‹ fahren müsse, wenn er Geld habe, eine Droschke zu bezahlen. Jarda ersucht den Gefängnisaufseher, er möge ihm dann einen Wagen holen lassen; aber bei der Expedition stellt sich heraus, daß kein überflüssiger Polizist da ist, der ihn

in der Droschke begleiten könnte. So muß Jarda mit in den Polizeiwagen. Mit sprachlosem Entsetzen schaut er die Figuren, die mit ihm einsteigen: Verlauste, schmutzige, abgerissene Greise, ein schlenkernder Irrer, ein paar Vorstadtstrolche, ein riesiger Kerl mit gefesselten Händen, ein Bettler, der nach Schnaps stinkt. Das sind seine Fahrtgenossen. Er wagt gar nicht sich auf eine der Bänke zu setzen, die längs der vier Wagenwände verlaufen, er wagt nicht, sich zu bewegen. Er fürchtet eine Berührung mit den Insassen. Der eiserne Wagenschlag schließt sich, es wird dunkel in dem Kasten, nur vier ganz dünne Lichtschichten dringen oben durch die Fenster. Der ›Grüne Anton‹ rattert über das holprige Straßenpflaster. Jarda hat Mühe sich festzuhalten, um nicht gegen einen seiner gräßlichen Reisegefährten zu stolpern. Wie ein Verbrecher fahre ich da, denkt er empört. Nein: Als Verbrecher fahre ich da, als kranker Verbrecher, ärger als diese hier.

›Nach Entlassung aus der Heilpflege zwecks Abbüßung der Polizeistrafe zurückzuliefern.« So steht auf dem polizeilichen Akt betreffend die Abgabe des Zuhälters Jaroslaw Chrapot an das Allgemeine Krankenhaus.

## Zwölftes Kapitel

Ach, wenn nur nicht die Arme vom Aufstützen beim Lesen so schmerzen würden.

Da muß ich nun wieder auf dem Rücken liegen und denken.

Wie schrecklich langweilig ist es doch hier.

Und ich weiß gar nichts von dem, was mich interessieren würde, wann die Betka Gerichtsverhandlung hat, was im Hotel ›Stadt Budapest‹ los ist, was die Kerle alle machen. Nicht einer von ihnen war bis jetzt hier. Gesindel! Na ja, es ist schwer für sie. Nur von drei bis vier Uhr nachmittags sind die Krankenbesuche erlaubt, da schlafen sie ja alle. Wenn früh Besuchstunden wären, so um neun zum Beispiel, da kämen sie gewiß heraus, vielleicht alle gemeinsam. Das wäre ein Jux! Aber nachmittags aufzustehen, das kann ich von ihnen gar nicht verlangen.

Die Emmy Dvorak ist die einzige Bekannte von mir, die hier war. Sie wohnt jetzt auf der Walstatt. Sie könnte auch häufiger zu mir kommen, ich habe ihr lang genug Quartier gegeben, fast umsonst. Wenn sie nicht gekommen wäre, wüßte ich nicht einmal, daß die Betka beim Strafgericht ist, und daß die drei Mädels, die in

meiner Wohnung ertappt wurden, in die Besserungsanstalt auf dem Hradschin gesteckt werden sollten. Zwei von ihnen sind auch oben. Nur die Luise Hejl nicht, ihre Mutter hat die Einwilligung nicht gegeben. Nun ja, von was sollte denn die arme Familie leben; da hat sich die Luise halt ein Büchel geben lassen. Komisch. Die kleine Luise unter Kontrolle, so ein schamhaftes, schüchternes Mädels. Sie kann ein ganz gutes Geschäft dabei machen, die Männer fliegen auf diese Sentimentalen. Die Mädels, welche selbst die Männer anpacken oder anrufen, die machen das schlechteste Geschäft, die Luise wird nicht einmal antworten können, wenn sie ein Herr anspricht. Das wirkt noch besser. Ach nein, sie wird auch nichts verdienen. Sie ist zu dumm, sie kann kein Geld herauslocken, wenn irgend ein Schwengel kommt, der mit ihr umsonst gehen will, oder ein Fähnrich — sie geht gleich. Die würde einen tüchtigen Zuhälter brauchen, der ihr auf die Kappen sieht. Ich möchte ganz gerne wissen, was die verdient. Ich muß der Emmy Dvorak sagen, daß sie sie mal herbestellt.

Komisch war der Herr vom Gericht, der da war, um mich wegen der Betka einzuvernehmen. Hat der eine Angst gehabt, sich anzustecken! Er hat sich nicht einmal setzen wollen, als er das Protokoll geschrieben hat. Er hat geglaubt, vom Sessel Syphilis zu bekommen. Und den Federstiel, mit dem ich mich unterschrieben habe, hat er

gar nicht mehr zurückgenommen. So ein Esel! —

Jetzt könnte ich wieder ein bisserl lesen. Das ist doch ein andres Buch, als diese bunten Hefte! Aber eigentlich ist er doch ungeschickt und feig, dieser . . . Jetzt weiß ich nicht einmal wie der Mörder heißt, auf jeder Seite kommt sein Name vor und ich habe keine Ahnung, wie er heißt. Weil ich den Namen nicht laut gelesen und nie gehört habe. Ich schaue gleich nach. Aha: ›Raskolnikow‹. Ras—kol—ni—kow. Das muß ich mir merken. Wenn mir meine Mutter nicht die Bücher von Robert Malik gebracht hätte, müßte ich verrückt werden vor Langeweile. Meine Mutter kommt auch nicht gerne her, das habe ich ihr angesehen. Natürlich, solange ich in die deutsche Realschule gegangen bin mit den Grafen und den Beamtenöhnen, da . . .

Dort liegt auch so einer von meinen Herren Mitschülern, der Patzelt. Als wir in der Schule zusammen waren, hat er sich nach mir nicht umgeschaut. Der hat sich eine Ehre daraus gemacht, mit dem Baron Butzberg sprechen zu dürfen oder mindestens mit dem Larke, weil dessen Vater Gerichtspräsident ist. Jetzt kennt er mich wieder, der Affe, weil er nicht tschechisch versteht und mit den anderen nicht reden kann. Dem Patzelt kriecht die Krankheit schon auf die Nase, wenn er mich nicht angesprochen hätte, ich hätte ihn, bei Gott, nicht erkannt. Mir ist er ekelhaft, je mehr er mir von seinen gesellschaftlichen Erfolgen erzählt, daß er vorgetanzt hat

mit einer Komtesse, wo er überall eingeladen war und sich fein angeessen hat, nur damit er der Haustochter verschafft, daß sie vortanzt, und von den feinen Bällen, wo nur die Damen Entree zahlen und die Herren gar nicht, im Gegenteil, die Komiteemitglieder haben noch Festessen für sich veranstaltet, vom Überschuß, über tausend Kronen hat eins gekostet. Recht geschieht einem solchen Kerl, wenn er nun hier liegen muß. Eigentlich ist er aber verteufelt schlecht daran, mit seiner Verlobung mit der jüdischen Millionärstochter ist es nun aus. Die Braut tut mir eigentlich leid, trotzdem er sich über sie lustig macht, daß sie häßlich ist und daß er mit ihr ein Verhältnis gehabt hat und daß sich ihr Papa eine Ehre daraus gemacht, wenn er den ganzen Sommer hindurch umsonst bei ihnen in der Villa in der Schweiz gewohnt und sich noch Geld von ihm ausgepumpt hat. Jetzt haben sie ihn wegen seiner Krankheit herausgeschmissen, und nicht einmal sein eigener Vater fragt mehr nach ihm.

Das ist so, wie bei meiner Mutter. Solange sie mit mir hat Staat machen können, solange sie die Leute auf der Insel Kampa beneidet haben, daß ich in die Realschule gehen kann, und geglaubt haben, der fremde Herr, der sie unterstützt, werde mich einmal zu einem Minister machen oder gar zu einem Polizeirat, da hat sie mich verwöhnt. Aber jetzt, weil die ganze Insel Kampa auf mich schimpft, daß ich ein verkommenes Subjekt bin, ein Lump, jetzt will sie auch von mir nichts mehr wissen.



Ganz empört war sie wegen der paar Kronen, die ich von ihr verlangt habe. Na ja, ich glaub's schon, daß es zu Hause nicht zum besten geht. Das Floßgeschäft hat sich auch schon überlebt. Lauter Stauwehren bauen sie, die ganze Moldau ist« nur ein Tümpel, immerfort müssen die Prahmen von Remorqueuren ans Schlepptau genommen werden und die Holzhändler wären Narren, wenn sie immerfort die Gebühren für Schleppdampfer, Nadelwehren und solches Zeug zahlen würden, da schicken sie die Stämme lieber gleich mit der Bahn. Und mein Alter hat ja auch das Podagra und kann nicht jede Woche fahren. Das hat er auch vom Wasser und das sollte auch in der Zeitung stehen, wie der Unglücksfall des alten Hejl: ›Risiko der Arbeit‹.

Der Herr aus der Rittergasse, der Herr Duschnitz, der könnte doch etwas herüberschicken. Was dem eigentlich einfällt! Er läßt meine Mutter überhaupt nicht mehr vor, ich war auch einmal dort und er hat mich auch nicht vorgelassen, der scheint schon total menschenscheu zu sein. Oder steht unter dem Einfluß irgend eines Verwandten, der gerne recht viel erben möchte. So wird es sein. Wenn er nur menschenscheu wäre, hätte er doch wenigstens die Briefe meiner Mutter irgendwie beantworten können, oder ein paar Kronen mehr schicken. Seit fünfzehn Jahren kommt immer am ersten jedes Monats die Postanweisung mit fünfzig Kronen. Was kann man mit fünfzig Kronen anfangen, mein Alter hat

das Flößen aufgegeben und verdient nichts. Fünfzig Kronen! Das ist doch eine Gemeinheit. Da liege ich hier im Spital und habe nicht einmal Geld, um mir Zigaretten kaufen zu können, und mein rechtmäßiger Vater sitzt den ganzen Tag in seiner schönen Wohnung mit Venezianerspiegeln und weiß mit seinem vielen Geld nichts anzufangen. Aber ich werde ihm einen Brief schreiben und ihm seine Schmutzerei gehörig auseinandersetzen. Nein, keinen Brief. Die Briefe, die von hier hinausgehen, stinken alle nach Jodoform oder so etwas. Ich werde selbst zu ihm hinaufgehen und werde ihm meine Meinung sagen. Herr, werde ich ihm sagen, wenn Sie mein Vater nicht aus dem Wasser gezogen hätte, wären Sie schon lange tot, und dafür haben Sie ihn mit meiner Mutter betrogen. Sie sind mein Vater, Herr, und am Anfang haben Sie sich auch anständig benommen, Sie haben mir eine Uhr geschenkt, sehen Sie, die habe ich noch, und Geld haben Sie uns gegeben. Aber auf einmal glauben Sie, Sie können uns alle Hungers sterben lassen, mich, Ihren Sohn und meine Mutter, Ihre Geliebte, und meinen Vater, Ihren Lebensretter. Ich sage Ihnen, Herr, wenn Sie mir kein Geld geben, so mache ich Ihnen öffentliche Schande. Ich gebe die Sache in die Zeitungen, was Sie für ein Schmutzian sind. Er wird schon Angst kriegen; haha, wie er damals erschrocken ist, als ich als Kind das schöne Messer von seinem Schreibtisch geschwungen habe. Er scheint überhaupt ein

sehr ängstlicher Herr zu sein. Der wird schon mit Geld heraussücken, wenn er sieht, daß ich Ernst mache. Wenn man mich aber wieder nicht vorläßt? Ach was, dann stoße ich den Diener oder die Wirtschafterin einfach beiseite. Das wäre noch schöner! Ich werde doch zu meinem Vater dürfen, ich werde . . .

Brr, da kommt wieder die Wärterin. Wenn ich sie nur sehe, wird mir schon ganz übel, die halbe Wange hat sie zerfressen und die ganze Nase; so blauglänzend ist ihr Gesicht, wie angelaufenes Blech. Die andere ist gerade das Gegenteil von der, die Angela. Sie ist zwar eine Betschwester, aber sie ist doch wenigstens hübsch. Die Gretchenfrisur paßt ihr. Der Luise Hejl sieht sie ein bisserl ähnlich. Sie bemerkt es ganz gut, wenn man raucht, aber sie sagt nichts. Der Militärarzt, der hier praktiziert, der möchte gerne mit ihr an-handeln. Aber sie schaut ihn gar nicht an. Trotzdem er sich sogar auf den weißen Leinenkittel die drei Distinktionssterne annähen ließ. Der kleine Doktor Beck, dieses Bürscherl, macht sich auch in seinem weißen Kittel riesig wichtig. Dabei ist er gar kein Doktor, ›Herr Fiskus‹ sagen ihm die Assistenten, er ist, glaub' ich, noch Student. Dabei tut er, als ob er Chef der Klinik wäre. Er hat nur den Zuwachs, die Krankengeschichte und die Behandlung zu notieren, aber er sitzt den ganzen Tag an seinem Tischchen und schreibt. Wahrscheinlich Liebesbriefe.

Der Assistent ist auch komisch. Punkt zwei Uhr

nachts, wenn ich nicht schlafen kann, höre ich ihn nach Hause kommen. Er klappert immer mit seinem Stock auf das Pflaster im Hof.

Es ist scheußlich, daß ich bei Nacht nicht schlafen kann. Na ja, wenn man den ganzen Tag keine Bewegung macht, ist man auch nicht müde. Um sieben Uhr abends ist schon kein Mensch mehr im Hof und um neun Uhr wird alles dunkel. Um neun Uhr ist hier Nacht. In meinem ganzen Leben bin ich nicht um neun Uhr schlafen gegangen. Drüben in der Frauenklinik, da beten sie alle das Vaterunser. Zuerst spricht die Schwester mit ihrer hohen Stimme vor, die andern fallen im Chor ein. Dann gehen sie schlafen. Nur manchmal hört man einzelne Schreie von Kranken. Auch der Affe im Laboratorium fängt jede Nacht zu quieken an. Der Affe hat Syphilis. Oft schaue ich zum Fenster hinaus. Das ist dumm, daß man sich nicht hinauslehnen kann, wegen der Gitter. Die Stirn tut einem weh, wenn man sie so in Gedanken an die Eisenstäbe preßt. Wenn plötzlich in einem Zimmer Licht angezündet wird, so weiß ich, daß der Arzt gerufen worden ist; ein schwarzer Schirm wird vor das Bett geschoben. Die Uhr vom Emauskloster hört man deutlich schlagen. Manchmal rattert im Hof das Rettungsautomobil, man hört, wie der Wagen aufgeklappt wird und wieder zugeklappt. Dann fährt er fort.

Der Robert Malik heiratet jetzt die Ruzena Rec. Er hat es meiner Mutter selbst erzählt, als sie dort war, um sich

die Bücher für mich auszuborgen. Der Robert Malik kriegt die Schuldienestelle in dem Neubau, der für die Realschule in Smichow gebaut wird, und weil er verheiratet sein muß, so nimmt er sich die Ruzena. Er hat sie ja auch sehr gerne. Der muß eine Wut gehabt haben, als er mich damals aus den Odkolek-Anlagen kriechen sah. Und wie er sich dann an mich angeschmeichelt hat, daß ich ihn mit ihr zusammenbringen soll. Was war mir an der Ruzena Rec gelegen? Gar nichts. Ich wollte auch dem Robert Malik, der mich immer so von oben angesehen hatte, zeigen, was ich für eine Macht habe. Der erste war ich doch. Und jetzt heiratet er sie, meine abgelegte Geliebte. Wenn ich heute zu ihr käme und ihr sagen würde, sie möge mit mir gehen — wie sie sich beeilen würde, und wäre sie zehnmal verheiratet! Manche Leute können sich kein Mädelselbst verschaffen

Beim Adalbert da ist es verständlich. Der hinkt und ist häßlich. Das war keine leichte Arbeit für mich, ihn mit der Toni Dolezalova zusammenzubringen. Ich habe ihr versprechen müssen, mit ihr ins Kino zu gehen. Das Versprechen muß ich noch einlösen. Der Adalbert geht noch immer mit ihr. Sie haut ihn zwar, sie betrügt ihn, während er mit seinen breiten Schultern die Floßstangen in den Elbgrund drückt, aber er ist glücklich und sie hat sich an ihn gewöhnt. Die werden einander sicher heiraten.

Ich war nie in ein Mädelselbst verliebt. Ich habe mir nie etwas aus einem Mädelselbst gemacht. Ja, richtig; einmal doch,

ich habe mich doch erbrochen, als die Betka zum ersten Mal im Hotel war. Du lieber Gott! Daß ich noch immer rot werde, wenn ich daran denke. Damals war ich ein Kren. Ein Kind. Ich habe gar nicht gewußt, was eigentlich vorgeht. Das war aber auch das einzige Mal, daß ich mich wegen eines Frauenzimmers aufgeregt habe. Die Kollegen in ›Stadt Budapest‹ haben mich gehänselt, weil ich am Anfang zugehört habe, was die Chansonetten singen. Ich war auch sicher von Kellnern und Gästen der einzige, den die Lieder interessiert haben und nicht die Sängerinnen, ihre Waden und Wäsche. Auch auf der Gasse habe ich mich nie nach Frauenzimmern umgedreht. Wie kommt das? Etwas, was sich mir aufdrängt, mag ich nicht. Die Mädels haben sich mir immer aufgedrängt, bevor ich noch wußte, was eine Frau ist. Die Erfüllung meiner Wünsche war da, bevor die Wünsche da waren.

Ich habe das gar nicht gewußt, wie beneidet man wird, wenn man solche Mädels hat, wie ich hatte, ich wußte gar nicht, daß sich die Welt um die Frauen dreht. Ich war eigentlich noch ganz naiv. Was waren eigentlich diese Kellnerburschen, die jeden Abend ins Bordell liefen und sich noch mit diesen ekelhaften Weibern brüsteten, gegen mich für gehaute Burschen! Ich hatte gar nicht gewußt, was ein Zuhälter ist. Das Lied ist ganz hübsch, das sie mich gelehrt haben. Bis auf die eine Strophe:

Wenn man den Hirten fängt,

Führt ihn ein Polizist,  
Vier Tage gibt man ihm,  
Schickt ihn per Schub nach Haus.

Na, so schlecht ist es mir nicht gegangen. Mich hat kein Polizist geführt, nicht einmal ein Geheimer, sie haben mich fein vorgeladen, per Schub haben sie mich nicht aus Prag fortschicken können, weil ich ein Prager Kind bin, und sie haben mir nicht vier Tage aufgehalst, sondern nur zwei.

Eigentlich bin ich schon vierzehn Tage in Haft. Mit welchem Recht liefern sie mich in das Spital ein! Wenn ich krank bin, so ist das doch meine Privatangelegenheit. Damit ich niemanden anstecke? Unsinn. Andere Leute haben auch Syphilis Man sagt, jeder fünfzehnte Mann habe sie, und doch können sie sich behandeln lassen, wenn sie wollen, oder solange sie wollen. Alle, die hier mit mir im Zimmer sind, sind freiwillig hergekommen. Nur mich haben sie zwangsweise eingeliefert. Bis ich gesund bin, muß ich wieder auf die Polizei.

Da photographieren und messen sie mich und sperren mich ein, als ob ich ein Verbrecher wäre. Weshalb sperren sie mich ein? Das möchte ich gerne wissen. Weil die Betka zum Haushalte beigetragen hat? Unsinn. Tausend Frauen arbeiten in Fabriken und Geschäften und ernähren ihre Männer, die gar nichts machen. Ich habe doch meine ehrliche Beschäftigung gehabt. Weil ich nicht mit ihr

verheiratet war und doch von ihr Geld genommen habe? Das geht doch niemanden etwas an, ob wir verheiratet sind. Dort mein sauberer Herr Mitschüler, der Patzelt, der war auch nicht verheiratet und hat sich von seiner Braut und deren Papa ganz aushalten lassen, und wenn er nicht diese Luderkrankheit gekriegt hätte, oder wenn man es wenigstens nicht gleich gemerkt hätte, hätte er sie geheiratet und wäre Bankier geworden. Weil die Betka mit anderen Männern gegangen ist, und ich davon gewußt habe? Was geht das mich an? Wir sind doch nicht verheiratet, und sie kann machen, was sie will. Freilich, wenn ich nicht gewollt hätte, hätte sie sich keine Gäste mitgenommen; aber vor der Polizei bin ich doch nicht für sie verantwortlich. Sollen sie die Betka unter Kontrolle stellen, wenn sie kein Büchel hatte und doch mit Männern gegangen ist, sollen sie meinetwegen bestrafen, aber mich sollen sie in Ruhe lassen! Ich bin doch nicht ihr Vormund.

Wenn der Kommissär gewußt hätte, daß ich für fünfzig Kronen mit der Jlonka Varaday war, hätte er erst recht gesagt, daß ich ein Zuhälter sei, und hätte mich noch länger eingesperrt. Weshalb? Ein Mann kann sich jedes Weib kaufen und wenn ein Weib sich einen Mann kauft, wird der Mann eingesperrt. Dabei kann ein Frauenzimmer das Geld tausendmal leichter verdienen als ein Mann, die Männer geben ihr doch, was sie wollen. Diese ungarische Kreatur hat doch Geld verdient, bis es



nicht mehr schön war, und weil sie auf mich Schneid gehabt hat, so hat sie mir Geld angeboten. Wie ich es gebraucht habe, bin ich halt zu ihr gegangen. Zum Vergnügen habe ich es nicht getan. Sie ist mir vom ersten Tag an mit ihren Flascherln und Mixturen und mit den rötlichen Flecken auf der Haut verdächtig vorgekommen, sonst hätte ich mir gleich den versprochenen englischen Anzug verdient. Die fünfzig Kronen habe ich teuer bezahlt. Da liege ich nun schon vierzehn Tage und werde vielleicht noch einen Monat daliegen, hingestreckt auf dieses Kavalett im Spital, verseucht und verfault fürs ganze Leben, Geschwüre auf der Haut und im Mund, und meinen Posten habe ich auch schon verloren. Alles für die fünfzig Kronen. Das ist ärger, als der Unfall des alten Hejl. Es sollte auch in der Zeitung stehen, das wäre ein Jux! Fünf Zeilen und als Titel wieder: ›Risiko der Arbeit‹. ›Riskonto der Arbeit‹ würden es die blöden Lotterieschwestern von der Insel Kampa lesen. Jetzt muß ich selbst über meine Seuche lachen.

Wegen Mitschuld der Kuppelei könnte er mich dem Strafgerichte einliefern, hat der Kommissar gesagt. Würde mir auch nichts geschehen. Was können sie mir nachweisen? Nichts. Die Betka hat ja die Mädels geholt und die Herren eingeladen. Sie müßten mich freisprechen.

Freilich wenn die Frau vom Riegerkai angezeigt hätte, daß ich ihr Mädels gebracht habe, oder wenn sich die

Mädel selbst verplappert hätten, dann wäre ich wegen Kuppelei eingegangen. Das haben ja meine Kollegen auch gesagt, als wir im Café Rokoko meinen Fall besprachen. Also bin ich ein Kuppler, wenn ich auch nicht deshalb bestraft bin.

Ja, ein Kuppler bin ich. Ich habe die Mädel verschenkt und verkauft, wie man etwas verkaufen und verschenken kann, das man im Überfluß besitzt, das man gar nicht braucht. Habe ich jemandem damit geschadet? Allen habe ich nur genützt. Der eine heiratet das Mädel, der andere ist glücklich mit dem seinen, die Mädel haben sich mit ihren Burschen darüber trösten können, daß ich nicht mit allen eine Bekanntschaft haben konnte und sie loswerden wollte, die Frau vom Riegerkai war froh über die frische Ware, die Herren waren begeistert über die neuen Mädel, die Mädel haben Geld verdient, die eine hat ihre Familie damit gerettet, die Kellnerburschen habe ich aus der verkommenen Atmosphäre herausgerissen.

Aus Freundschaft und aus Mitleid mit den Burschen habe ich es getan, daß ich ihnen Geliebte verschaffte, aus Protzerei, um meine Macht zu zeigen, aus Freundschaft. Aus Mitleid mit den Burschen. Ich litt mit ihnen. Ich wußte, was es heißt, vor dem Hotel zu stehen, in dem das Mädchen mit einem Anderen ist. Und aus Mitleid mit den Mädeln habe ich ihnen den Weg zum Geldverdienen gezeigt. Den Weg hätten sie ohnedies selbst gefunden — vielleicht nur einen schlechteren, schmutzigeren. Warum

soll ein Frauenzimmer nicht Geld verdienen, die Männer müssen sich ja auch plagen, und die Frauen haben es ja leichter, sie können sich ja verkaufen, bei einem Mann ist es schon schwerer, da muß man ein fescher Kerl sein und sich auskennen wie ich; deshalb zahlt man auch die Frauen so schlecht für anständige Arbeit. Zwanzig Kronen hat die kleine Luise Hejl im Konfektionsladen in der Zeltnergasse Monatslohn gehabt, bei mir in der Wohnung hat sie das Fünffache verdient, wenn sie im Geschäft geblieben wäre, wäre ihre ganze Familie verhungert.

Wem habe ich geschadet? Nur mir selbst. Da liege ich ohne Geld auf dem Spitalbett, angesteckt und verdorben, polizeilich photographiert und muß noch meine Haft absitzen. Und das Ärgste ist: Niemand hat mich gerne und niemanden habe ich gerne. Wenn ich wenigstens jemanden gerne hätte. So viel Frauen habe ich gehabt und keine habe ich gerne gehabt. Das ist merkwürdig. Nein, das ist selbstverständlich. Wenn ich bloß eine gehabt hätte, hätte ich sie nicht verschenkt. Vielleicht wäre ich ein Kren bei ihr gewesen. Aber ich wäre dann kein Zuhälter und wäre nicht krank und hätte jemanden auf der Welt. Der Robert Malik heiratet die Ruzena Rec und wird glücklich mit ihr, und der hinkende Adalbert heiratet die Toni Dolezalova und wird auch glücklich mit ihr, und die Luise Hejl tanzt in Selz beim ›Admiral‹ mit meinen Kameraden, und alle lachen, weil ich Syphilis habe und

im Spital liege. Ein Zuhälter soll ich sein, ein Herr über die Frauen? Ein Kren bin ich, ein Narr, der ärgste Narr, den man sich denken kann.

Aber ich werde es schon allen heimzahlen. Siesollen an mich denken. Warum flößen die Holzhändler nicht selbst die Prahmen nach Sachsen? Sie haben keine Zeit dazu, keine Lust, sie können es nicht. Deshalb gibt es Flößer. Wer sich kein Mädelselbst verschaffen kann, weil er nicht danach aussieht, weil er sich schämt oder fürchtet, weil er keine Zeit, keine Lust hat, weil er es nicht kann — der geht zur Kupplerin und zahlt. Deshalb gibt es Kuppler. Ich sollte nur einmal vor Gericht stehen, ich würde es ihnen schon sagen. Warum verbietet ihr die Kuppelei? Warum bestraft ihr die Kuppler und Kupplerinnen und die armen Mädelselbst, warum nicht die Herren, die zu ihnen kommen? He, warum nicht die Herren?

Ihr wißt warum. Wenn ihr nicht wäret, wären wir nicht. Schrecklich schwül ist es hier.

Ah, das ist ja der Herr Theodor, der Speisenträger, der mich aus meiner ersten Stellung hinausgeworfen hat, weil ich ihm die Betka nicht verschaffen wollte. »Nein, er ist nicht da. Das träumt mir nur.

Mir scheint, ich schlafe schon.

## Dreizehntes Kapitel

Einen Monat und noch einen halben beglänzt der Sommer mit den weißen Leuchtern der Kastanienbäume im Hof, ein Krankenzimmer, in dem Jaroslaw Chrapot gefangen ist. Ein Krankenzimmer voll heißer, ranziger Luft, in der sich die Ausdünstungen der Kranken mit den Gerüchen von Jodoform und Quecksilber paaren.

Sechzehn Betten, je acht an jeder Längsseite. Zwei sind leer. Ein Tisch beim Eingang und ein Verbandskasten, auf dem ein Lavoird für den Arzt und ein Spirituskocher stehen, sonst nur Bettgestelle und Nachttische, alles in einförmigem, metallisch glänzendem Weiß, und weiß sind die Bettüberzeuge, die Wände und die Kleider. Ein ewiges Einerlei. Früh kommt der Professor, läßt die Kranken schmieren oder läßt injizieren. Oder er macht eine Blutsprobe, indem er einem Patienten den Oberarm mit einem Gummiverband einbindet, unter den er ihn sticht, das Blut tropft in eine Eprouvette. Nachmittags macht der Assistent seinen Rundgang. Sonst ist man unter sich. Manchmal spielt einer auf einer Mundharmonika ein Lied. Immer dasselbe, er kann kein anderes: ›Neulich war ich in Wokowitz . . .‹ Immer dasselbe. Wenn man Karten spielt,

so kriechen sogar die aus dem Bett, denen man Drüsen herausgenommen hat, und spielen mit oder kiebitzen. Aber es ist kein richtiges Spiel. Die wenigsten haben Geld, und die alten Spielkarten unterscheidet man längst an ihren Rückseiten. An allen Nachttischen sieht es gleich aus: Eine Sodawasserflasche und eine Zeitung und das Taschentuch, unten ein gelbgefülltes Spitzglas.

Alle zwei Stunden kommt die Wärterin und mißt die Temperatur. Es ist ekelhaft, wenn sich das lupuszerfressene Weib an den Bettrand setzt. Wenn wenigstens immer die Angela käme. Die schaut auch nicht so streng darauf, was man ißt, und wenn das ›M. D.‹ oder ›H. P.‹ noch zehnmal größer über dem Krankenbett stünde — sie weiß ganz gut, daß man bei Milchdiät und Halbportionen fast Hungers sterben müßte.

Nebenan haben die Wärterinnen ihr Zimmer. Man hört den Kanarienvogel zwitschern oder den Samowar surren. Man kann schon keinen Unterschied mehr erkennen, so eintönig ist die Melodie.

Wenn Zuwachs kommt, gibt es wenigstens eine kleine Abwechslung. Man kann den Ankömmling ausfragen, wie er heißt, was er ist, und ob er sich von seinem Fräulein Braut angesteckt habe.

Der alte Panyrek ist glücklich, wenn ein Neuer kommt. Er holt dann aus seinem Verbandskasten einen Porzellannapf, die Buchstabenschablone und Kreide. Mit der Kreidelösung malt er dann den Namen des Neuen auf

die Tafel über dessen Bett und verziert die Anfangsbuchstaben mit allerhand Schlingen. Das ist die Lieblingsbeschäftigung des alten Panyrek. Er ist ein alter Bewohner der Klinik und freiwillig hier. Er hat eine seltene Hautkrankheit, die kein Arzt enträtseln kann, und die seine Haut wie Büffelleider erscheinen läßt, ganz dick und schwarz ist sie. Man füttert ihn und gibt ihm das klinische Obdach, weil er ein interessanter Fall ist, und der alte Panyrek ist froh, zeitlebens hier bleiben zu können. Er hilft beim Fußbodenwaschen, malt die Namen auf die Kopftafeln und ist den Wärterinnen verschiedentlich zur Hand.

Früher waren drei Wärterinnen hier, aber die eine hatte mit einem Patienten ein Verhältnis angefangen. Als der einmal bei ihr im Zimmer war, benachrichtigte ein anderer, ein Eifersüchtiger, den Assistenten. Der Assistent klopfte an die Türe, die Wärterin sperrte auf, aber der Doktor sah niemanden außer ihr im Zimmer. Schon wollte er sich entfernen, da bemerkte er, zufällig den Spiegel ansehend, in diesem das Spiegelbild des Patienten, der hinter der offenen Türe des Schrankes stand. Da wurden Wärterin und Patient hinausgeworfen.

Das Gegenstück zum alten Panyrek ist der kleine Arthur. Der ist dreizehn Jahre alt und büßt seiner Eltern Schuld. Aber er ist ein fröhlicher Junge und der Liebling des Spitals. Er trägt Botschaften in die ›Damenabteilung‹, holt die Zigaretten, ja er weiß sogar Bier an der

Portierloge vorbeizuschmuggeln.

Vormittags schaut man, obwohl es verboten ist, in den Operationspavillon der Frauenklinik, dessen Dach und Wände aus Glas sind. Man sieht die Frauen, die auf dem Operationstisch liegen. Der Patzelt drängt sich immer hart an das Fenstergitter, damit er ja gut sehe. Er bedauert nur, daß er seinen Operngucker längst versetzt hat. Pepik Sladky macht verschiedenartige Witze.

Dem Jarda ist das alles unsäglich gleichgültig.

Betka Dvorak hat wegen Kuppelei drei Wochen Kerkers bekommen und muß nachher in die Zwangsarbeitsanstalt: »Weil sie nie gearbeitet hat,« berichtet die Emmy Dvorak, die dem Jarda die Nachricht von der Verurteilung ihrer Schwester überbringt. Aber vertrauensvoll lächelnd und beruhigend fügt sie hinzu: »Sie werden sie bald aus Kostenblatt entlassen, denn die Betka wird ihnen schnell die Gebesserte vorspielen. Oder sie entwischt ihnen einfach. Die kennt sich aus. Die Betka ist ein großes Luder.«

So, die Betka ist also schon ein großes Luder. Jarda muß daran denken, wie ihm einmal die Betka als Kind von der Anerkennung erzählte, die ihr der Herr Fabrikant, der Geliebte ihrer großen Schwester, gezollt hat: »Die Betka wird einmal ein großes Luder werden.« Sie hatten, nicht Betka, noch er, keines Ahnung davon gehabt, was mit dieser Prophezeiung gesagt sein sollte. Aber beide waren sie damals stolz darauf gewesen, überzeugt davon,



daß in den Worten ›großes Luder‹ irgendwie alles Herrliche, aller Zauber, alles Erstrebenswerte enthalten sei, und überzeugt davon, daß Betka diese Hoffnungen erfüllen werde. Jetzt war es also so weit. Gerade in dem Augenblicke, da Jarda, krank im Bette, von der gerichtlichen Verurteilung der Betka, von ihrer Einkleidung zu den Landeszwänglingen erfährt, muß er auch hören, daß die Betka ein großes Luder sei. Nicht etwa tadelnd ist das gemeint, sondern genau-so anerkennend und wohlwollend wie damals. Wie es ihm ergangen war, der so stolz auf seinen Titel als ›Zuhälter‹ gewesen, so war es mit der Karriere seiner ersten Geliebten, seiner Lehrerin und Geschäftsteilhaberin geworden.

Mehr und mehr weicht Jardas anfängliche Apathie einem wilden Haß gegen sich selbst, gegen den Kommissär, der zu unrecht über ihn eine Strafe verhängt hat, gegen seine Mutter, die ihn als Kind aufgeputzt hat, daß er wie ein Prinz unter den Kampakindern umherlief und die verhängnisvolle Macht über alle erlangte, gegen die Frau vom Riegerkai, die ihn sicher bei der Polizei denunziert hat, gegen den Herrn Duschnitz, der sich seiner Verpflichtungen für Lebensrettung und Ehebruch längst entledigt zu haben glaubt, gegen den Speisenträger Theodor, der ihn aus dem guten Hotel hinausgeworfen hat, gegen Jlonka Varaday, die ihn bewußt und absichtlich vergiftet und angesteckt hat, gegen die Zeitung, die nun

in der Notiz über die Verurteilung der Betka erwähnt, daß sie mit ihm eine gemeinsame Wohnung inne hatte. Ein Haß gegen alle. Alle haben an seinem Unglück schuld, an allen will er sich rächen. Irgendwie. Irgend jemand soll einen Denkkzettel kriegen. Und vor Gericht werde er den Herren schon seine Meinung sagen. Alle haben mit mir gemacht, was sie wollten, so habe ich auch einmal gemacht, was ich wollte.

Ihr wollt mich von den Balken hinabstoßen, gerade hier in der Schleuse, unter die Wehrmauern wollt ihr mich stoßen, ich wanke schon, ich habe schon den Halt am Rand verloren, aber ihr sollt mit, ich packe euch, ich kralle mich fest an euch, so — ihr müßt mit.

Den Roman hat Jarda unwillig in die Schublade des Nachttischchens geworfen, obwohl er ihn nicht ausgelesen hat. Die Kriminalbroschüren sind doch besser, es ist zwar oft dummes Zeug, man merkt, daß es nicht wahr sein kann, was darin steht, aber diese Verbrecher sind ganze Kerle, die spielen ein Doppelleben, die Polizei kann an sie gar nicht heran. Aber dieser Raskolnikow, das ist doch ein Dummkopf, nervös, feig und will sich selbst verraten. Da ist es noch besser, man läßt sich verhaften, als mit einer solchen Angst herumzurrennen, oder noch gescheiter: Man springt ins Wasser. Schluß.

Jarda hat eine Wut gegen alle Zimmergenossen, die bereuen und wehklagen. Fast die meisten tun es. Der eine beteuert, hundertmal sei er mit den ärgsten Dirnen

gewesen, ohne Vorsicht walten zu lassen, oft war er mit Freunden bei derselben, und die Freunde hätten sich angesteckt, das Mädels sei am nächsten Tag ins Spital geschafft worden, ihm aber sei nichts geschehen, und jetzt —eine anständige Frau, zwei Kinder hat sie und ihr Mann sei in großer Stellung, und von der müsse er sich anstecken, es sei zum Beinausreißen. Der andere wieder: Er habe bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre ganz abstinent gelebt, dann habe er mit einer Gouvernante angebandelt, und da sei er nun. Ein dritter, ein älterer Mann, erzählt wieder, wie er glücklich verheiratet war, eine schöne, reiche Frau und einen feschen Buben, — ›wie aus den Augen geschnitten war er mir‹ — bis er sich mit dem Kindermädel eingelassen habe, angesteckt von ihr, geschieden, der Onkel seiner Frau, in dessen Geschäft er Prokurist war, habe ihn hinausgeworfen, und dann ging es von Stufe zu Stufe, bis hierher. Der Patzelt geht dem Jarda auch mit den sentimentalischen Geschichten vom mutwillig verschleuderten Lebensglück auf die Nerven. Was soll das alles? Jeder hat mit seinem eigenen Schicksal genug zu tun, wozu noch andere belästigen? Wollen sie Mitleid erregen oder Bewunderung? Sind es Ausbrüche der Reue? Umso ärger, Reue ist Schwäche. Was braucht man zu bereuen! Was geschehen ist, ist geschehen, was verloren ist, ist verloren. Unwillig, schroff ist Jaroslaw gegen alle diese Erzähler.

Das sind doch ganz andre Kerle, die hier am

Spitaltisch den ganzen Tag ›Gottes Segen‹ spielen und rauchen und sich über ihre Krankheit lustig machen. Vielleicht ärgern sie sich mehr über ihre Krankheit als die anderen, aber sie sind wenigstens nicht so weibisch, es zu zeigen.

»Ich hab' mir meine Krankheit ehrlich im Dienst erworben,« pflegt Pepik Sladky zu lachen. Das ist doch ein Standpunkt! Überhaupt den Pepik Sladky hat Jaroslaw noch am liebsten, an ihn, der ungefähr ein Dreißiger ist, versucht er sich anzuschließen. Aber erst, als ihm Jarda erzählt, daß er von der Polizei als Zuhälter verhaftet worden sei und aus der Klinik in den Polizeiarrest zurückmüsse, erwirbt er sich Pepiks Vertrauen und Freundschaft.

Pepik Sladky ist ein Geschäftsmann der Liebe, war früher Dienstmann, hat feine Damen angesprochen, wenn die Herren, seine Auftraggeber, es nicht selbst wagten, hat den Damen die Bewerber in den lockendsten Farben geschildert, Billetdour übergeben, Einladungen überbracht, Zusammenkünfte verabredet, die Damen, mit denen er in dieser Weise zu tun gehabt hatte, wandten sich noch später vertrauensvoll um Vermittlung an ihn, wenn ihnen ein Herr gefiel oder wenn sie Geld brauchten, er stand mit den Portiers der ersten Hotels gut, und sie kamen zu ihm, wenn liebesbedürftige Gäste etwas fürs Gemüt brauchten, war dann selbst Portier im Nachtcafé ›Pavillon‹, hat sich auf dem Josefsplatz Herren zur

Verfügung gestellt, die nicht normal waren, kennt die Adressen von den nobelsten dieser Kundschaften und bekommt noch jetzt Geld von ihnen. »Für Geld mache ich alles,« schmunzelt Pepik Sladky, »und wenn ich Geld habe, bin ich ein Kavalier.« Jetzt arbeite er für Mani Busch.

Wer das ist, der Mani Busch? Den kennt doch jeder! Das ist doch der, der immer Sonntag mit seiner Gig nach Baumgarten kutschiert, ein eleganter Mensch, mit aufgezwirbeltem Schnurrbart. Der hat Geschäftsbeziehungen in der ganzen Welt, für alle feineren Weinstuben in Wien, Berlin und Budapest, für alle Nachtcafés, für tolerierte Häuser, für Kuppler, für Animierkneipen liefert er Mädels. Der schreibt besser deutsch als tschechisch, jawohl, und ein Auftreten hat er wie ein Baron. Die Polizei kann ihm nichts anhaben, er ist viel zu schlau. Außerdem braucht ihn die Polizei. Er weiß zum Beispiel immer, wo ein Mädel zu finden ist, das eine Melkerei begangen hat, einen Diebstahl bei Ausübung des Protokollgewerbes, und durchgebrannt ist. Die Polizei könnte lange nach der Diebin fahnden, wenn Mani Busch nicht die Spur weisen würde. Das tut er, um sich die Polizei zu verpflichten. Er hat Geld wie Mist, die schönsten Damen läßt er ein paar Tage bei sich, dann wird er ihrer überdrüssig und liefert sie in irgend einen Posten, nicht ohne sich von ihnen Vermittlungsgebühr zahlen zu lassen und von dem Besitzer des

Etablissements auch. Lauter Brillanten hat er an den Fingern und an der Krawatte.

Jardas Blicke glänzen. Wer so sein könnte, wie Mani Busch! Das ist kein Narr der Weiber, das ist ein wirklicher Zuhälter, ein Herr der Frauen, einer, der etwas von seinem Geschäfte hat, der Brillanten trägt und in der Gig nach Baumgarten fährt, den der Kommissar nicht mir nichts — dir nichts in Krankenhaus und Polizeiarrest einsperren, dem die Polizei überhaupt nichts anhaben kann, weil er mehr ist als sie.

Pepik Sladky freut sich der Detailfragen Jardas nach Mani Busch, weil er aus ihnen die Bewunderung, das Staunen und die Anerkennung für seinen Herrn und Meister liest. Mit nicht verhehltem Selbstbewußtsein wiederholt er: »Jetzt arbeite ich für Mani Busch.«

»Was haben Sie da zu tun?« ·

»Ich bringe ihm junge Mädels.«

»Und woher holen Sie die?«

»Ach, da gibt es verschiedene Methoden. Ich gehe nach Holleschowitz tanzen oder in die Arbeiterressourcen, oder in sonst ein Lokal, wo Arbeiterinnen, Dienstmädchen, Ladenmädels tanzen, und suche mir eine Fesche aus, mit der tanze ich dann den ganzen Abend. Ich tanze nämlich großartig, ich habe den Schlapak-Preis im Café Olympia bekommen; wenn ich mit einem Mädels tanze, dann gibt sie ihrem bisherigen Geliebten und allen bisherigen Verehrern einen Korb. Na,

und dann nehme ich sie mit mir nach Hause. Sie erzählt mir dann, sie muß um zehn Uhr oder um zwölf Uhr nachts zu Hause sein, sonst lassen sie ihre Dienstgeberin oder ihre Eltern nicht mehr in die Wohnung, oder man würde sie hinauswerfen. Und ich Sorge eben dafür, daß sie zur angegebenen Zeit nicht weggehen kann. Ich stelle die Uhr zurück, sage eine falsche Zeit an, bitte sie, noch ein bisserl bei mir zu bleiben, halte sie auf, wenn sie sich anzieht, bis sie einsieht, daß es gar keinen Zweck mehr hat, nach Hause zu gehen. Arbeiterinnen oder Geschäftsmädel lasse ich früh die Stunde verschlafen, zu der sie in die Arbeit sollen. Wenn sie dann nicht wissen, was sie anfangen sollen, so sage ich ihnen, ich habe einen Freund, der ihnen sicher einen Posten verschaffen werde. Haha, Mani Busch verschafft ihnen auch sicher einen Posten, darauf kann ich mich verlassen. Oder ich spreche Mädel an, wenn sie abends aus dem Geschäft gehen, oder ich laure im Karlsark auf Frauenzimmer, die mit einem Wickelkind aus dem ›roten Hause‹ entlassen worden sind und sich, vom planlosen Herumirren müde, verzweifelt auf eine Bank niedersetzen. Oder wir schwindeln: Ich gehe in irgend ein kleines Bordell, suche mir dort ein junges Mädel auf und bewege sie dazu in einen besseren Posten zu gehen. Ich bringe sie dann zu Mani Busch und der liefert sie als ›frische Ware‹ irgend wohin ins Ausland. Manchmal kommt ein Mädel aus der Fremde zurück und dankt mir dann gar nicht auf meinen Gruß.

Eine so noble Dame ist sie geworden. Ohne mich wäre sie der letzte Dreck. Na, mir ist es Wurst. Ich hab' ja mein Geld an ihr verdient. Mani ist kein Schmutzian.«

»Warum macht er sich diese Sachen nicht selbst?«

»Erstens hat er gar keine Zeit dazu, zweitens kennt man ihn überall und drittens ist er viel zu vorsichtig. Er hat außer mir noch mehrere Leute, die für ihn agentieren. Aber ich bin seine rechte Hand. Im Geschäft wird es stark zu spüren sein, daß ich nicht dort bin, daß ich hier im Spital die Zeit vergeuden muß, während der man sich auf Ausflügen so hübsche Remonten beibiegen kann. Na, die Syphilis gehört halt zum Geschäft. Das ist die letzte Kinderkrankheit. Bis sie mich von hier hinauslassen werden, dann kann ich wenigstens nichts mehr erwischen, was ich nicht schon kennen würde. Erst wenn man die ›Garnitur am Körper‹ gehabt hat, ist man ein Ausgelernter.«

Da war es Jaroslaw Chrapot, als ob alles von ihm weggenommen würde, was ihn bedrückte und was ihn mit Haß, Verzweiflung und Wut erfüllte. Er war eben noch kein Ausgelernter, wie Mani Busch und Pepik Sladky. Aber der Weg, den er gegangen war, unbewußt, wirklich von den Mädeln gelenkt, die er zu lenken glaubte, der Weg, den er aus Mitleid mit Anderen, aus Freundschaft, aus Großmannssucht, aus Eigensinn, aus Nachahmungstrieb und um momentanen Geldbedarfes willen eingeschlagen hatte, dieser Weg, der ihn über



Erbrechen und Schmerz, über Angst und Entlassung und Geldnot und Ansteckung und Polizei ins Spital geführt hatte, war der richtige Weg gewesen. Er war nur noch nicht am Ziel, noch kein ›Ausgelernter‹, wie hier der Ausgelernte sich ausdrückte. Und schon hatte Jarda verzweifelte Rachepläne erwogen, einen Schlußpunkt machen wollen. Was bedeutet der Hautausschlag, die ›Garnitur am Körper‹, die ihn und die Krens in diesem Krankenzimmer so zur Verzweiflung getrieben hatte, was bedeutete der Polizeiarrest, der ihm soviel Wut eingeflößt hatte! Das sind Kinderkrankheiten. Dahier, dem fröhlichen Patienten, dem Pepik Sladky, der sich auskennt beim Geschäft, hat er mit der Mitteilung von der Polizeihaft nur imponiert, sich damit nur seine Freundschaft erworben.

Schließlich kann Jarda das alles auch, womit sich Pepik Sladky da so brüstet, der noch um zwölf Jahre älter ist, als er. Auch Jarda ist ein renommierter Schlapaktänzer und die Mädchen würden sicher zehnmal lieber mit ihm aus dem Tanzlokal fortgehen, als mit dem Pepik da. Aber Jarda braucht das gar nicht. Noch sind auf der Kampa hübsche Mädels, und wenn er dem Robert Malik und dem hinkenden Adalbert deren Bräute wegnehmen sollte. Noch ist er dort der Prinz.

Und was kann schließlich der große Mani Busch, der da mit Brillanten und in der Gig nach Baumgarten tänzelt? »Der schreibt deutsch, besser als tschechisch.«

Wie bewundernd Pepik Sladky das hervorgehoben hat. Mein lieber Pepik, das Kunststück kann ich auch. Wie ein Baron tritt er auf? Was weiß denn Pepik Sladky, Dienstmann und Nachtcafé-Portier, vom Auftreten eines Barons! Jarda ist mit Baronen und Grafen auf derselben Schulbank gesessen, kennt die Herren Aristokraten und alle noblen Herren von ihren intimsten Seiten, war nicht umsonst im Hotel ›Stadt Budapest‹ Kellner.

Brillanten, Kutschierwagerl, feine Damen. Hm, es muß doch ein ganzer Kerl sein, der Mani Busch!

»Wo verkehrt er denn?«, fragt Jarda, mit dem Bemühen, möglichst unbefangen im Ton zu sein, den bloß Neugierigen zu spielen.

Pepik Sladky ist nicht so dumm, den wahren Grund nicht zu erkennen. Aber warum soll er vor diesem Burschen, dem er eben zu imponieren begonnen hat, jetzt als einer dastehen, der den Verlust seiner Stellung befürchtet, vor einem jungen Konkurrenten Angst hat? Auch ist ja die Adresse Mani Buschs leicht anderswo zu erfragen.

»Im Café Brasilien verkehrt er jeden Tag. Geh' nur hin zu ihm, bis du hier entlassen wirst. Berufe dich auf mich. Er wird dir schon sagen, was er braucht. Ich und du werden einander nicht ins Kraut steigen. Madeln gibt's ja genug und noch mehr Wurzeln, nicht?«

## Vierzehntes Kapitel

Feuchte Septemberluft pfeift um Jaroslaw Chrapots Sommerkleider, in denen noch der Dunst des Spitalmagazins nistet.

Unsicher verläßt er das Polizeigefängnis. Er ist schon lange nicht mehr auf der Straße gegangen. Spital und Polizei, die beiden Hochschulen hat er nun absolviert. Nun geht er ins große Leben, zu Mani Busch, zu Brillantringen und Kutschierwagen. Auf der Kampa sollen sie schauen! Jetzt will er noch nicht nach Hause gehen. Er stinkt noch nach Spital, und die Kampaleute könnten noch glauben, daß er nicht wisse, was er jetzt anfangen soll, könnten vielleicht glauben, er sei ein Gescheiterter. Nein, nein. Im Kutschierwagerl fahre ich in die Traubengasse mit einer Brillantennadel in der Krawatte.

Zu Mani Busch kann er noch nicht gehen, der ist erst am Abend im Café Brasilien. Na, er wird also noch bisserl umherlungern. Aber nicht in der Stadt, wo er so viel Bekannte hat. Der Anzug ist viel zu sommerlich, besser ist er auch nicht geworden, im Regal der Krankenhausgarderobe und durch das Liegen auf der Pritsche des Polizeigefangenhauses, und alle besseren

Leute tragen schon Überzieher. Aber morgen ist er wieder obenauf, morgen ist er wieder obenauf.

Im Zizkapark vergilbt der Herbst die Akazienblätter. Ein Liebespaar sitzt auf einer Bank und sieht ihn nicht. Wie sie einander Gesicht und Hände streicheln, wie sie küssen, in die Augen schauen und wieder küssen. Er geht vorüber mit ironischem Lachen im Gesicht. Erschreckt läßt der Bursch den Arm des Mädels fahren, beide werden rot. Sie schämen sich vor dem Fremden ihrer Zärtlichkeit. Es ist auch zum Schämen. Das soll ein Mann sein? Schmiert sich da bei hellem lichtem Tage mit einem Frauenzimmer herum, küßt sie, streichelt sie. Unsinn. Ein Frauenzimmer ist da, um Geld zu verdienen, für die Männer. Noch einmal dreht sich Jarda nach dem Verliebten um, höhnisch, verächtlich züchtigt er ihn mit seinem Blick.

Am Abend sitzt er im Café Brasilien. Er ist fast erschrocken, als er eintrat. Eine schmale Hausflur, eine mit Drähten zusammengehaltene Milchglaskugel brennt davor. Die Aufschrift ›Café Brasilien‹ ist kaum zu entziffern, einige Buchstaben fehlen überhaupt. Durch einen stinkigen Hof, in dem alte Kisten stehen, geht es in das Lokal, einen langgestreckten Raum. Rechts bei der Türe ein verwittertes Harmonium, unten an der Querwand ein Schanktisch, an dem der Wirt und die beiden hünenhaften Kellner Bier und Kaffee und Schnapsgläser in Empfang nehmen, eine Schatulle mit

Getränke-Matten aus buntem Glas steht auf dem Schalter, zinnerne Untertassen für Biergläser zu einem hohen Turm aufgeschichtet; leere Gläser, in einem seitlich aufgehängten Regal. Eine Kohlezeichnung, wie sie die wandernden Schnellmaler in Spelunken verfertigen, hängt an der Wand, drei ausdruckslose Burschengesichter darstellend. Unter einem steht: ›Das bin ich. Wena‹, über der ganzen Zeichnung: ›Gruß aus Wien‹. Noch ein zweiter Wandschmuck: der Kalender einer Druckknopffabrik aus längst vergangenem Jahr, die Datumzettel fehlen.

Bei der Türe sitzen und stehen hutlose Mädels um einen Tisch; blaue, grüne oder violette Bänder haben sie im Haar und rauchen Stümpchen von Drama-Zigaretten. Sie hören einer Dirne zu, die ihre Erlebnisse von der Polizei erzählt. »Ich habe dem Detektiv gleich auf dem Weg gesagt, daß ich es nicht bin. Das ist doch keine rote Bluse — das ist doch Fraise. Wie mich dann der Mann gesehen hat, hat er auch gleich gesagt, ich sei es nicht.«

»Wer war es denn?«

»Ich glaube die Tschubka Kulhava, die hat eine rote Bluse.«

»Deshalb ist sie ja heute nicht da.«

»Wieviel wurde ihm denn gestohlen?«

»Sechzig Kronen sagt er.«

»Das Stehlen ist das schlechteste Geschäft, sag' ich euch,« mahnt eine dicke Alte, »das weiß ich schon längst.

Man wird doch erwischt und kann dann sechs Monate unter dem Turm sitzen. Lohnt sich das?«

Ganz ungeniert sprechen die schlampigen Frauenzimmer, denen Jarda zuhört. Er ist ganz befangen in diesem Milieu, nie in seinem Leben ist er noch in einer solchen Spelunke gewesen. Also das ist die Residenz des großen Mani Busch, dessen Eleganz und Reichtum und Weltbedeutung Pepik Sladky nicht genug zu rühmen gewußt hat!

Die Gäste! An allen Tischen spielt man Karten, blasse Burschen, die Stirnlocke fast übers Auge gekämmt, ohne Kragen, alte Männer mit schütterem Haar, matten Augen über dicken Hautfalten, verharschten Wunden und dichten Bartstoppeln. Immerfort gibt es Streit unter den Spielern und von Tisch zu Tisch:

»Du Heuochs, gegen mich willst du Schlauchheiten wälzen? Mir willst du eine Figur anhängen und hast einen Vierer in der Hand.«

»Spiele aus, du Pferd, sonst kriegst du eine Ohrfeige, daß deine Zähne in Doppelreihen aus den Hosen fliegen.«

Wenn sich die Türe öffnet, mustert man die Eintretenden, begrüßt sie mit irgend einer brutalen Freundlichkeit. Zwei Männer, sichtlich Dörfler, werden von Dirnen hereingeschleppt. Man ruft ihnen Ironien hinüber:

»Gelobt sei Jesus Christus.«

»Wie steht die Kartoffelernte heuer?«

»Habt ihr den Fahrplan in der Tasche?«

»Verführt die Mädels nicht, ihr Lebemänner!«

Ein Bursch schlängelt sich durch den Rain zwischen den Tischen zu den Fremden hin und biedert sich an. Laut, daß es alle hören, bestellt er ›ein Bier auf Rechnung des Herrn Gevatters da«. Alle konstatieren:

»Ferda ist schon bei der Arbeit; der wird sie ordentlich bereichern!«

Zwischen zwei Platten kommt es von höhnenden Zurufen zu Tätlichkeiten. Anfangs hatten die Burschen an dem einen Tisch denen eines anderen nur verschiedene Sticheleien hinüber gerufen: »Was macht euer Personal?« — »Immer fleißig, beim Stubenwaschen in der Polizei, immer fleißig bei der Spiegelvisite?« — »Herr Professor Janowsky wird sehr zufrieden sein.« — »Die Wlasta ist ein sehr tüchtiges Mädel, hat bei euch eine sehr gute Schule genossen; sie verdient ein tüchtiges Geld — für uns.« — »Ihr müßt wieder etwas Neues abrichten, damit wir es auch abnehmen können.« Die Angegriffenen sind die dialektisch Ungeschickteren. Sie wissen nichts Rechtes zu antworten und begnügen sich damit, sich untereinander zu unterhalten, als ob die Verhöhnungen sie nicht berührten. Aber plötzlich reagiert einer von ihnen auf einen Zuruf mit einer Gebärde: Er lupft den Hemdkragen vom Hals. Das gilt als tödliche Beleidigung. Im Nu ist ein untersetzter Bursch vom Gegentisch aufgesprungen und schlägt dem Beleidiger mit geballter

Faust über das Auge, das bläulich anschwillt. Ein Handgemenge, Faustschläge, Püffe, Würgen, der Tisch mit Flaschen und Tassen und Biergläsern fliegt klirrend zur Erde, Biergläser werden zum Angriff gehoben, Leibriemen als Waffe losgeschnallt, der Wirt und die zwei Riesenkellner stürzen herbei, zerren Ochsenziemer aus der Hose, mit wuchtigen Hieben und klammernden Griffen reißen sie die in einander verzahnten Parteien von einander los. Die Kämpfenden setzen sich blaß und keuchend zu ihren Tischen, zwischen den höhnischen Zurufen, mit denen sich jede Partei ihres Sieges brüstet, entstehen immer größere Pausen — die Schlacht verglimmt. An den anderen Tischen hat man mit forziertem Gleichmut weiter Karten gespielt.

Jaroslav hat entsetzt, gelähmt der Prügelei zugesehen. Das alles ist ihm etwas Fremdes, äußerlich und innerlich Fremdes. Nie hat er dergleichen erlebt, nie wäre er zu solchen Roheiten fähig. Wie der kleine Kerl auf den drüben losgegangen ist, wie er ihm übers Auge schlug, daß er zurücktaumeln mußte.

Das war die Welt seines neuen Freundes aus dem Spital. Jarda stellt sich vor, wie Pepik Sladky hier zu jeder Gesellschaft an den Tischen passen würde. Er ist ein genau so großer Fallot, wie alle diese kragenlosen Strolche hier. Im Krankenhause hatte man das nicht so sehen können, in den Leinenanzügen sahen alle Patienten gleich aus und Pepik Sladky wie Patzelt.



Aber er, Jaroslaw Chrapot, paßt nicht hierher. Er ist von klein auf etwas Besonderes gewesen, ist in deutsche Schulen gegangen, Aristokraten waren seine Mitschüler, er war Pikkolo im vornehmsten Hotel der Stadt, Lieferant der noblen Kupplerin vom Riegerkai, hatte im Etablissement ›Stadt Budapest‹ Champagner serviert, hatte selbst eine Wohnung gehabt, wo feine Herren mit Mädeln zusammenkamen — er paßt nicht hierher unter dieses Gesindel.

Gesindel? Was habe ich mir denn einzubilden, was bin ich besseres, als die da! Was einmal gewesen ist, das ist gewesen und vorbei. Dafür gibt mir niemand einen Heller. Ich bin gemessen und photographiert auf der Polizei, mein Körper ist verseucht — die Burschen, die da sitzen, sind vielleicht noch nie im Departement IV. gewesen, noch nie im Spital. Mir bleibt doch nichts übrig, als mich zu ihnen zu gesellen.

Nein. Es geht nicht. Ich könnte nie so verlottert aussehen, nie so verkommen, wie diese Bengel da. Wie der eine dem anderen ins Gesicht gesprungen ist. Der Fausthieb. Ich könnte das nie, ich könnte mich hier nie wohlfühlen. Ich hätte immer Abscheu. Das liegt mir schon so im Blut. Das ist es. Weil ich der Sohn des Herrn Hausbesitzers aus der Rittergasse bin. Darüber kann ich nicht hinweg. So ein nobler Herr. Er läßt sich von einem armen Flößer aus dem Wasser ziehen, sein Weib gefällt ihm, so nimmt er sich sie einfach, der reiche Herr. Wischt

sich ab und geht fort, schickt höchstens ein paar lumpige Kronen. Es war ja nur eine Laune des reichen Herrn. Aber sein Blut, das wächst da auf, in einer Gegend, in die es nicht gehört, muß verseucht werden, versickern, austrocknen. Was kümmert das den reichen Herrn! Das war eine Laune, er hat sich befriedigt, bezahlt — was braucht er noch?

Dumpf sitzt Jarda noch lange in der Spelunke, der steigende Lärm, die Menschen, die jetzt das Lokal füllen, alles schwimmt ohne Eindruck an ihm vorbei.

Es ist späte Nacht, da er sich endlich an den Grund seines Hierseins erinnert. Er hatte ja Mani Busch finden wollen. Wie kann dieser reiche Elegant hier unter diesen lichtscheuen Figuren verkehren? Na, er kommt halt mit Überwindung her, bloß um seine Geschäfte abzuwickeln. Jarda fragt den Kellner, wann Herr Mani Busch herzukommen pflege. »Dort sitzt er ja.« — »Welcher ist es, bitte?« — »Der in der Mitte, der jetzt ausspielt.« — »Der mit dem grünen Filzhut?« — »Ja; wenn Sie etwas von ihm wollen, rufe ich ihn her.« — »Nein, danke; ich werde ihn schon selber ansprechen.«

Also Mani Busch, der königliche Kuppler, saß schon den ganzen Abend hier, ohne daß er dem Jarda aufgefallen wäre. Was hatte Jarda eigentlich gedacht? Sollte Mani Busch etwa mit seinem Glanz das Lokal erfüllen? Er sah ja sehr elegant aus. Ein hellgrauer, kariertes Anzug, niedriger englischer Umlegekragen mit

einer weißen, schwarzgetupften Schmetterlingsmasche und goldenem Chemisettknopf darunter, ockergelbe Halbschuhe und Zwickelstrümpfe; im spärlichen Haar ein Scheitel, der Schnurrbart sorgfältig emporgekämmt. Brillanten? Ja, so etwas funkelte auf der linken Hand. Im Vergleich zu den Kerlen, mit denen er da Färbel spielt, ist er ja wirklich fürstlich angezogen. Aber eine Idealgestalt, wie sie Pepik Stadky im Spital geschildert hatte? Nein. Entschieden nicht.

Die Spieler haben bemerkt, daß der Kellner von dem einsam beim Bier sitzenden Burschen nach ihnen gefragt wurde, und wollen vom Kellner wissen, welche Information der Bursch verlangt habe. »Er wollte bloß wissen, welches der Mani Busch ist.«

Mani Busch geht auf Jarda zu: »Sie haben nach mir gefragt, wollten Sie etwas von mir?«

»Ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen von Pepik Sladky, ich war nämlich gleichzeitig mit ihm im Spital.«

Mani Busch nickt einmal unmerklich mit dem Kopf. Gleichmütig, fast verächtlich. Kein Dankeswort, keine Erkundigung nach Pepiks Befinden. Sehr im Ansehen scheint bei Mani Busch seine ›rechte Hand‹ nicht zu stehen. »Wollen Sie noch etwas?« fragt er.

»Ob Sie nicht vielleicht — Pepik Sladky hat nämlich gemeint — irgend einen Auftrag für mich hätten — irgend ein Mädels zu verschaffen — oder so.«

»Gott, ich habe Leute genug. Wenn Sie mal ein fesches

Mädel hätten, ich wohne Josefstädtergasse elf, zweiter Stock, eine Jungfrau zum Beispiel, das zahle ich gut.«

»Hundert Kronen fürs erste Mal, nicht?« Jarda hat sich an dieses eherne Lohngesetz erinnert, das ihm als Kind so viel Kopfzerbrechen und Schmerz bereitet hatte, und spricht es jetzt aus, um Mani Busch zu zeigen, daß er kein Neuling ist, die Taten kennt.

»Hundert Kronen? Sie müssen für splendide Leute gearbeitet haben! Also gut: Hundert Kronen, aber dann kriegt das Mädel nichts mehr. Und für jedes Mädel, das in Stellung gehen will, kriegen Sie zwanzig oder dreißig Kronen und Spesen. Ich bin täglich bis vier Uhr nachmittags zu Hause.«

Das ist der Schluß der Unterredung, und Jarda sitzt wieder allein beim Bier.

Hundert Kronen waren dem Mani Busch zuviel gewesen. Soviel hatte damals die Betka bekommen und ihre Schwester, die Emmy mindestens ebensoviel. Mani Busch, dem großen Louis, war es als Gesamtgebühr zu viel gewesen. Zehn Kronen hatte Jarda von der Frau auf dem Riegerkai erhalten, wenn er ein längst erfahrenes Mädel von der Kampa-Insel einmal zu ihr geführt hatte. Und jetzt bot ihm Mani Busch ›zwanzig Kronen‹, wenn er ein Mädel veranlassen würde, für immer in Stellung zu gehen, in ein Bordell nach Galizien oder Josefstadt zu den Soldaten. Jarda muß daran denken, wie er mit den Kellnerburschen zum ersten Male ein Freudenhaus

betreten, welchen Widerwillen ihm diese aufdringlichen, verkommenen, entweibten Frauenzimmer, der ganze empörende Duft dieses Hauses eingebläst hat. Zu einem solchen Schicksal, zu einer ewigen Verbannung in ein solches Loch sollte er seine Jugendfreundinnen aus den Uferhäuschen bereden? Um zwanzig oder höchstens dreißig Kronen? »Sie müssen für splendide Leute gearbeitet haben,« hat Mani Busch eben gesagt. Freilich, er war immer nur mit Kavalieren zusammengekommen. Was war der von Pepik Sladky angeschwärmte Mani Busch für ein Kleinkrämer gegen die Frau auf dem Riegerkai, was für ein Schmutzian gegen die Gäste im ›Stadt Budapest‹ und die in seiner Wohnung!

Nein, ein Aufstieg ist es nicht, den er da durch Polizei und Spital ins Café Brasilien gegangen ist.

Aber was bleibt ihm übrig? Früh wird er auf die Insel Kampa gehen. Zwanzig Kronen sind immerhin besser als nichts.

Nein. Das widert ihn an. Es gibt noch einen anderen Weg, den Weg in die Rittergasse. Er wird einmal mit seinem Vater sprechen. Sie müssen ihn vorlassen. Er wird sich nicht abweisen lassen.

## Fünfzehntes Kapitel

Karl Duschnitz's Gedanken sind zwanzig Jahre lang eine wollüstig zergrübelnde Vergegenwärtigung der furchtbaren Katastrophe gewesen. Diese ewig gleichen Gedanken, durch die seit zwanzig Jahren sein Leben ein Sterben war, wurden in den letzten Monaten von einem anderen Gefühle zurückgedrängt, von der Angst vor dem Tod. Er hatte sich vorgenommen, seine Wohnung zu wechseln und das alte Stammhaus der Familie zu verlassen. Es war ihm unangenehm, daran zu denken, daß er in diesen Mauern sterben sollte, die er so genau kannte. Manchmal bildete er sich ein, sein Ende würde weiter hinausgerückt werden, wenn er in irgend eine fremde Gegend ziehen würde, wo ihn niemand kannte. Aber dann wieder graute es ihn, auch nur den Fuß vor die Schwelle zu setzen. Tagelang saß er schon jetzt, im Herbst, vor dem Ofen, seinen grauen abgeschabten Schlafrock um sich, auf dem Flecke von Speiseresten waren. Seit Wochen war er unrasiert. Obgleich beim Zähnebürsten und beim Kauen sein Zahnfleisch blutete, fiel ihm nicht ein, zum Zahnarzt zu gehen. Nur in das Kaffeehaus huschte er jeden Nachmittag mit vorgeneigtem Kopf und aufgeschlagenem Rockkragen

zur Schachpartie. Auf diesem Wege hatte er nur bei der Bergmannsgasse die Fahrbahn zu überschreiten: er tat dies, indem er zunächst vorsichtig nach rechts und links schaute, ob weit und breit kein Wagen komme; dann rannte er wie gehetzt auf das jenseitige Trottoir. Er hatte Angst starken Kaffee zu trinken und bestellte daher im Kaffeehause nichts. Das war bekannt und wurde als Knauserei eines reichen Sonderlings bspöttelt. Er behalf sich in seinem Hause noch immer mit der alten Bedienerin, obwohl sie ihn bestahl und betrog und tyrannisierte; er hatte Angst vor fremden Gesichtern . . . Manchmal hielt er zu Hause den Atem an, um seine Lunge zu schonen. Er wußte, daß dies unsinnig war, aber ebenso unsinnig erschien es ihm, daß ein Mensch wie er, solange er noch denken konnte und noch leben wollte, getötet werden könne.

Nicht vor dem Sterben oder vor der Qual des Sterbens war ihm bange. Ihn graute nur vor dem Gefühle, daß nichts von ihm übrig bleiben werde, wenn er sterbe. Manchmal dachte er daran sich einäschern zu lassen, manchmal phantasierten seine Gedanken davon, daß seine Leiche einbalsamiert werden sollte. Er wäre glücklich gewesen, wenn wenigstens etwas von ihm, eine Hand oder ein Auge, den Tod hätte überdauern können, er wollte nie an den Tod denken und dachte doch immer daran. Er las jeden Tag die Zeitung und zwar die ganze Zeitung vom Leitartikel bis zu den Annoncen. Nur die

Todesanzeigen überschlug er und war unwillig, wenn er auf der Rückseite der Schachprobleme, die er seit Jahren studierte und sogar aus den Zeitungen ausschnitt, eine Seite gedruckt sah.

Oft fiel ihm sein Sohn von der Insel Kampa ein. Er begnügte sich damit, sich ihn als siebenjährigen Knaben vorzustellen, im blauen Matrosenanzug, einen Handschar in der Hand. Er wollte keinen erwachsenen Sohn haben, fünfzig Kronen im Monat waren genug als Alimente für ein Kind. Er wünschte den Sohn nicht zu sehen. Früher hatte er es nicht gewollt, weil er nicht an lockende Augen eines dirnenhaften Flößerweibes gemahnt sein wollte und später, um sich die Illusion nicht zu zerstören, daß sein Sohn noch ein Kind sei.

Und nun las er in der Zeitung eine kurze Notiz: Eine Kellnerin, deren Namen noch ordinärer klang als Chrapot, war verurteilt worden, weil sie in ihrer Wohnung, die sie mit dem zwanzig Jahre alten Kellner Jaroslaw Chrapot inne hatte, Liebespaaren Unterschlupf gewährt hatte.

Karl Duschnitz starrte lange auf diesen knappen Relativsatz, der ihm so viel Botschaft über seinen Sohn brachte. » . . . in ihrer Wohnung, die sie mit dem 20 Jahre alten Kellner Jaroslaw Chrapot inne hatte . . .« Also sein Kind war kein Kind mehr. Und Kellner ist der Sohn des reichen Duschnitz geworden! Und lebt mit einer Kupplerin im Konkubinat und hilft ihr beim Gewerbe.



Aber Duschnitz überraschte sich dabei, daß er gar nicht empört war. Und dann kam es wie ein kärgliches Lachen über ihn. Die Auflösung dieser Problemaufgabe hatte er eigentlich selbst finden können. Es hatte ja so kommen müssen: Im Sohne hatte einfach die Sehnsucht des Vaters nach dem Weibe Erfüllung gefunden, so stark, daß die Frauen seine Sklavinnen waren, die er verkaufen konnte. Der ließ sich nicht matt machen von einer Königin. Es war des Vaters Wunsch in ihm, bereichert um die Tat. Ein Erbe jener Stunde, in der einmal, lange ist es vorbei, auch über Karl Duschnitz eine Tat gekommen war und eine Frau. Freilich, um des Gelderwerbes willen hätte sein Sohn sein Verfügungsrecht über die Frauen nicht ausüben sollen. Das sollte anders sein. Aber was hätte der Junge tun sollen, wenn ihm sein eigener Vater kein Geld gegeben, ihn sichtlich ungern gesehen und ihn mit lächerlich kleinen Alimenten abgespeist hatte, wenn er überhaupt nicht vorgelassen wurde?

Warum hatte er seinen Sohn eigentlich gehaßt und gefürchtet? Gehaßt, weil in ihm die Stunde leben sollte, da sich Karl Duschnitz selbst seine Lebenshoffnung vernichtet und beispiellosen Undank gesät hatte, gefürchtet, weil er von ihm die Zerstörung des Eheglücks der Chrapot und eine Rache erwartet hatte. All das war falsch gewesen.

In dem Sohne lebte nur das Zugreifen, zu dem sich sein wirklicher Vater damals aufgerafft hatte, lebte der

Leichtsinn der Mutter, die sich dem Fremden von Ungefähr hingegen hatte. Und mit dem Kinde des Zufalls war gewiß das Glück bei den Flößersleuten eingekehrt. Selbstverständlich. Wäre der Junge in seiner Knabenzeit mißhandelt und eingeschüchtert worden, so hätte er nicht mit zwanzig Jahren die Lebenskraft, sich aus eigenen Mitteln mit der Geliebten eine Wohnung zu nehmen, Männer und Frauen zum Stelldichein zu organisieren. Weshalb hatte Karl Duschnitz die Rache fürchten sollen? Sie alle konnten ihm nur dankbar sein, Vater, Mutter, Sohn. Diese gemeine Flößersfrau hat einfach gelogen, als sie sagte, ihr Mann könne das Kind nicht leiden. Die würde das nicht einmal beachten, wenn es wahr wäre. Und ich habe ihr das zwanzig Jahre geglaubt, dieser Lügnerin und Dirne. Wahrscheinlich ist der Junge ihr nachgeraten. Nein. Er haßt sie gewiß. Sie hat ihn gewiß von zu Hause fortgetrieben. Und deshalb ist er zu einer Kellnerin gezogen, einer Dvorak, einer Kellnerin, einer Kupplerin.

Und plötzlich tat sein Sohn ihm leid. Was wäre sein Sohn geworden mit einer anderen Mutter! Sein Sohn hätte bei der Kavallerie dienen müssen, und die Kellner wären um ihn gekrochen und hätten ihm die Schuhe geputzt. Sein Sohn hätte bei ihm gesessen und hätte mit ihm Schach gespielt. Im Grunde war sein Sohn ein eben solcher Feigling wie er selbst. Er kam, klopfte an, und die Haushälterin warf ihn hinaus. Und er selbst, der Karl

Duschnitz, bestellte sich eben bei derselben Haushälterin Mohnbuchten, und sie kochte sie ihm nicht, weil sie ihr zu ordinär waren. Aber er würde das jetzt ganz anders anfangen! Noch war er nicht bei dem alten Eisen, noch stand er nicht auf der vorletzten Seite der Zeitung mit einer schwarzumranderten Todesanzeige. Er brauchte seine Leiche nicht einbalsamieren zu lassen, sein Auge und seine Hand brauchten ihn nicht zu überleben, keineswegs war er der letzte Duschnitz. Er hatte noch einen Sohn.

Er stand auf und wollte fortgehen. Zu seinem Kind. Er hatte sich zwar lange Zeit gelassen, aber das Kind sollte nichts an ihm verlieren. Er wollte schon alles gut machen. Er wollte ihn zum Universalerben einsetzen, ihn adoptieren, ihn gleich zu sich nehmen.

Wo sollte er ihn finden? Auf der Kampa, in jener elenden feuchten Bude, die nie austrocknete, auf deren Balkonen sich rote Bettwäsche herumtrieb, wo Duschnitz selbst die große Katastrophe seines Lebens erfahren hatte? Übrigens wohnte sein Sohn gar nicht mehr dort. Er hatte mit einer verurteilten Kupplerin eine Wohnung inne. Das stand sogar in der Zeitung.

Sein Name mußte bei der Polizei zu erfahren sein. Freilich, dort wohl. Aber er, Karl Duschnitz, konnte sich doch nicht bei der Kriminalpolizei nach der Adresse seines Sohnes erkundigen, nach der Adresse eines Menschen, der mit einer Kupplerin wohnte . . . Und

schließlich hatte es Zeit. Das nächste Mal wird ihn die Haushälterin nicht hinauswerfen, ich werde ihr schon zeigen! Bin ich der Herr?

Und jetzt, seit dieser Zeitungsnotiz dachte Duschnitz nicht mehr an den Tod. Er dachte nur daran, daß sein Sohn jetzt kommen werde. Er war davon überzeugt, daß sein Sohn jetzt kommen werde, daß die Notiz nur eine Ankündigung dessen sei. Wird er ganze Stiefel an den Füßen haben, wird er zu Mittag gegessen haben? Duschnitz ließ durch die Haushälterin etwas vom Mittagessen aufheben. Aber am Abend des vierten Tages kam die Haushälterin und fragte, wozu sie immer das Essen aufheben solle. Und da begann Duschnitz zu zweifeln, ob sein Sohn überhaupt kommen werde . . .

»Der Mensch ist wieder da.«

Die Haushälterin sieht, wie Karl Duschnitz blaß wird. Er hätte sich doch eigentlich auf den Besuch vorbereiten, sich klarmachen sollen, was er seinem Sohne zu sagen habe. Was will der Sohn der Flößerstochters eigentlich hier in dem Patrizierhaus? Hier in dem Zimmer, wo schon jahrzehntelang kein Fremder eingetreten ist, bei Duschnitz, der überhaupt kein fremdes Gesicht zu ertragen vermag. Ja, es ist doch kein Fremder, es ist doch sein Sohn, den er so sehulich herbeiwünscht.

Die Haushälterin wartet auf seine Antwort.

»Lassen Sie ihn hereinkommen, den Herrn.«

»Guten Tag.«

Jarda ist bei der Türe stehen geblieben. Er sieht den Herrn, der so verwahrlost und alt geworden in der Mitte des Zimmers steht und sein Vater ist. Wie er ihn anschaut, wie einen Eindringling, wie einen Mörder! So entsetzt hat er ihn schon einmal angeschaut, als er, ein ganz kleines Kind, ein stumpfes Papiermesser in der Hand schwang. Warum hat der solche Angst vor ihm, warum ist der solch ein Feigling?

Auch Karl Duschnitz denkt daran, daß dieser Mensch, der da plötzlich in seine Einsamkeit dringt, schon als Kind hier einen Handschar drohend in der Hand schwang. Und er ist mit diesem Menschen, der mit den Gerichten in Konflikt war, allein in seinem Zimmer. Mit der Mutter dieses Burschen, mit dieser berechnenden Dirne ist er auch einmal allein in einem Zimmer gewesen, und es war unheilvoll.

Duschnitz schaut auf die Stiefel des Eingetretenen. Es sind Halbschuhe mit Lackspitzen, stark zersprungen, aber es sind Lackschuhe. Wenn er lieber anständige Stiefel trüge, der Bursch da.

Dem Jarda fällt ein, daß der Herr, der ihn seit Kindertagen nicht gesehen hat und so scheu mustert, gar nicht wisse, wer er ist.

»Ich bin Jaroslaw . . .«

Herr Duschnitz hat abgewinkt. Er wisse schon. »Ich habe auch von Ihnen gelesen, in der Zeitung war etwas über Sie.«

Jarda erschrickt. Also auch sein Vater weiß schon, was er für ein Mensch ist. Und der erste Satz, den er in seinem Leben zum Sohne spricht, ist ein Vorwurf. Nun ja, er weiß ja sonst nichts über den Sohn. Jarda sagt sich, daß er das nicht übelnehmen dürfe.

»Ich war aber nicht bei Gericht. Ich hatte nichts mit der Sache zu tun. Ich war immer in Stellung.«

»Sie waren? Also sind Sie nicht mehr?«

»Jetzt nicht. Ich . . .« Jarda denkt nach, wie er das motivieren solle.

»Sie haben wohl Ihre Stellung verloren? Wegen dieser Affäre, nicht?« Karl Duschnitz möchte in diese Fragen ein Bedauern legen, ein wohlwollendes Interesse, aber er kann es nicht. Jarda kommt es vor, als wäre er wieder beim Kommissär und würde verhört.

»Nein, nein. Ich war krank, ein wenig krank.«

»Krank?« Mit beispiellosem Schrecken stößt es Duschnitz hervor, und sein Mund bleibt offen, als wäre das Wort zwischen den Lippen erstarrt. Alle Todesängste werden wieder wach in ihm. Vor ansteckenden Krankheiten hat es ihn immer geekelt, sie hat er gefürchtet wie nichts auf der Welt. Und nun steht ein Mensch da, mitten in seinem eigenen Zimmer und ist krank. Plötzlich spürt Duschnitz, daß der Bursche gräßlich nach Jodoform stinkt.

»Sie kommen wohl erst aus der Behandlung?«

»Ja, aus dem Spital.«

»Was hat Ihnen gefehlt?«

»Zweites Stadium.«

»Das ist Syphilis, nicht?«

Jarda bejaht. Wie dieser alte Kren das Wort ›Syphilis‹ ausgesprochen hat, als ob er sich schon vom Aussprechen die Zunge anstecken könnte! Wie er von mir abrückt. Na, na! Wie verstört er ist, er fürchtet wahrscheinlich, daß seine Möbel morgen Ausschlag haben werden. Wie er mich ansieht! Hätte er mir fünfzig Kronen gegeben, hätte ich nicht zur Jlonka gehen müssen. Wie er mich ansieht, der alte Kracher! Er ekelt sich vor mir. Er soll sich seinen Schlafrock anschauen, ganz speckig ist der. Und seinen Bart. Der hat Geld wie Heu und nichts zu tun, der könnte doch wenigstens anständig aussehen.

Duschnitz fühlt, daß seiner Furcht und seinem Ekel der Haß des Burschen entgegentritt. Und ängstlich erregt schreit er:

»Was schauen Sie mich so an? Was wollen Sie eigentlich?«

»Was ich will? Geld will ich! Sie sollen mir etwas Geld geben.«

»Ich habe Ihnen doch in diesem Monat schon Geld geschickt.«

»Fünfzig Kronen! Davon soll die ganze Familie leben!«

»Arbeiten Sie, wie jeder anständige Mensch.«

»Ein kranker Mensch kann nicht arbeiten. Ich sage

Ihnen doch, daß ich krank war.«

»Sie sind noch krank, diese Krankheit ist unheilbar. Sie sind verseucht. Ihnen ist nicht mehr zu helfen. Sie sind selbst schuld daran.«

»Natürlich, Sie haben das nicht notwendig gehabt. Mein Vater hat sie nach Hause getragen, und Sie . . .«

Die Haushälterin ist ins Zimmer getreten. Sie ist gekommen, weil sie Streit gehört hat, aber sie hält die Abendzeitung in der Hand. Sie bleibt halb neugierig, halb entschlossen in der Tür stehen.

»Was wollen Sie?« fragt Duschnitz erregt und zerstreut die Frau.

»Das Abendblatt ist hier.«

»Geben Sie es her.« Zu Jarda: »Sie können jetzt gehen.«

In Jarda zuckt es. Er möchte diesem Schuft von Vater einen Faustschlag über das Gesicht versetzen. Aber er wirft dem Alten nur einen haßerfüllten Blick zu und geht.

Karl Duschnitz schaut ihm blaß nach. Und da er den Schritt seines Sohnes nicht mehr hört, da er wieder allein in seinem Zimmer ist, erwacht wieder die Regung für diesen Sohn, für das Einzige, was ihn überleben soll.

Warum hat er ihn schlecht behandelt! Weil er krank ist? Tausende Menschen haben diese Krankheit. Hätte ich ihm früher geholfen, hätte er ein anderes Leben führen können und sich nicht das Blut vergiften müssen. Aber es



ist noch nicht zu spät. Ich werde ihm helfen, ein neues Leben zu beginnen. Gleich morgen, werde ich an die Chrapot schreiben, daß sie ihren Sohn herschicken soll, daß ich ihm helfen will. Und wenn er herkommt, werde ich ihn fragen, was er anfangen wolle, und werde ihm Geld geben, soviel er zu einem neuen Berufe braucht; und ich werde ihm sagen, daß ihm nach meinem Tode alles gehört, was mir gehört. Und ich werde ihm die Hand reichen, trotzdem er krank ist, und werde ihm sagen: Mein Sohn!

Ja, ich werde morgen der Chrapot schreiben, ich schwöre es, daß ich ihr morgen schreiben werde.

## Sechzehntes Kapitel

Es ist Sonntag Vormittag. Da Jarda die Karlsbrücke betritt, vergißt er den Konflikt, den er eben in der Rittergasse gehabt hat, und der ihn bisher auf dem ganzen Wege vor Wut erzittern ließ. Jetzt aber schaut er im Gehen immerfort über die Brüstung der Brücke hinunter auf die Insel Kampa, sein Reich, das er nun schon lange, lange nicht gesehen hat. Eine Gruppe von Burschen steht am Ufer, in Sonntagskleidern, sprechend. Er ruft ihnen von der Brücke hinab einen Gruß zu, der erwidert wird. Eigentlich nicht sehr herzlich erwidert wird, denkt er, während er die Stiegen bei der Rolandstatue von der Brücke hinuntergeht. Ach Gott, das ist Einbildung, weil er eben schlecht aufgelegt ist. Gleichwohl: Ein Jubelruf war es nicht, der ihm geantwortet hat. Und bei überraschender Heimkehr nach so langer Abwesenheit hätte ihm, Jaroslaw Chrapot, doch wohl ein freudiger Zuruf gebührt. Es scheint ja, daß auch der hinkende Adalbert bei der Gruppe stand. Der hinkende Adalbert, sein opferfreudigster Anhänger, und er verdankt dem Jarda sein Mädels. Der hätte doch . . . Ja, es ist der hinkende Adalbert. Aber die Burschen schauen sich gar nicht nach Jarda um. Sie sprechen ruhig miteinander.

Forciert ruhig, merkt er. Hie und da schaut einer verstohlen auf ihn. Krens! Alle. Weil einer im Spital war, verachten sie ihn. Narren; das kann jedem passieren! Aber ein Trottel holt sich die Krankheit unbewußt, von einer vermeintlichen Prinzessin. Gut, Jarda schaut sich auch nicht nach ihnen um; mit einem malitiösen Lächeln geht er vorbei. Aber, daß der hinkende Adalbert . . . Einer pfeift etwas. Was pfeift er denn? Ja, das soll das Zuhälterlied sein. Jarda dreht sich um, er möchte auf den Pfeifenden zuspringen, ihm einen Schlag versetzen. Aber er ruft den Burschen nur zu: »Krens seid ihr alle miteinander!« Die wollen ihn mit dem ›Pasaci-Lied‹ uzen; die verstehen ebenso wenig, was ein Zuhälter ist, wie die Kellnerburschen, von denen er zum ersten Mal das Lied gehört hat.

Die Toni Dolezalova kommt ihm in der Traubengasse entgegen und will, ihn erschrocken erkennend, rasch an ihm vorbei. »Toni,« ruft er sie an, »ich will dich nur etwas fragen.« — »Ich habe keine Zeit«; scheu sieht sie sich um, ob nicht jemand gehört habe, daß sie dem Jaroslav Chrapot vier Worte geantwortet hat.

Schon ist sie weg, und von der Mühle am Certovka-Arm steigt dem Jarda der Dampf in den Hals, vom Umschlagsplatz her ein widriger Geruch von Teer und Harz. Ganz schlecht wird ihm davon. Er muß sich an die Wand stützen. Hm, noch nicht ganz auskuriert. Der Doktor hat gesagt, daß er noch einmal in der Woche ins

Ambulatorium kommen soll, um sich untersuchen zu lassen. Jarda war es nicht eingefallen, daß er das wirklich tun werde. Aber er wird doch hingehen müssen. So schlecht ist ihm.

Der alte Chrapot knurrt nur einen knappen Ton, da sein Sohn ins Zimmer tritt, und schaut ihn neugierig an. Auch die Mutter nickt nur, aber sie ist keine, die lange zu schweigen vermag, wenn sie etwas zu sagen hat. »Wir übersiedeln.«

»Übersiedeln? Und wohin?«

»Nach Zlichow.« — »Weg von der Kampa?«

Dem Jarda ist es nicht eingefallen, daß man von der Insel Kampa übersiedeln könne. Er war oft lange nicht heimgekommen, gewiß. Aber er und die Seinen gehörten doch her, hier war er geboren, hier hatte er gespielt, geherrscht, hier war er in die Schule gegangen, hier war er doch immer zu Hause gewesen. Daß es nicht mehr das Alte war, hatte er jetzt schon arg bemerkt, als er an den Burschen vorbeigegangen war, und als ihm die Toni Dolezalova auswich. Aber übersiedeln, ganz wegziehen, für immer! »Und warum?«

»Ich bitte dich, frage noch! Du fragst noch!«

Also fragt er nicht mehr. Die Mutter rückt ja selbst mit der Sprache heraus:

»Nicht mehr auf die Gasse habe ich gehen können in den letzten Tagen. In der Altstadt habe ich Gemüse und Fleisch einkaufen müssen. Überall habe ich mich

anschauen lassen müssen, als ob ich selbst eine alte Kupplerin wäre. Die alte Hejl hat mir ja auch so etwas ins Gesicht gesagt.«

»Die alte Hejl? Hätte ich der Luise nicht geholfen, wäre die ganze Familie verhungert.«

»Wären sie halt verhungert! Wer hat dir geschafft, ihr zu helfen? Glaubst du, jemand wird dir dankbar sein? Vorige Woche war ich beim Robert Malik — er ist schon verheiratet mit der Ruzena Rec — und wollte, er soll mir wieder ein Buch für dich borgen. Rundweg abgeschlagen hat er mir's und hat gesagt, die Bücher, die er dir geliehen hat, kannst du dir auch behalten. Er will mit dir nichts mehr zu tun haben. Und wie ich ihm gehörig geantwortet habe, hat er sich noch das Maul zerrissen, daß er sich schäme, seine Frau durch einen solchen Zuhälter kennen gelernt zu haben. Eine solche Wut habe ich gehabt, daß ich gar nicht mehr zu dir ins Spital gegangen bin. Die Eltern der Mädels, die im Hradschiner Besserungsheim sind, die wollten . . .«

Jarda hört gar nicht mehr zu. Also die Hejlischen auch und Robert Malik auch. Und früher der hinkende Adalbert. Also alle. Das waren seine besten Werke gewesen. Aus Uneigennützigkeit, aus Freundschaft, aus Mitleid hat er diese Menschen gekuppelt, hat sie gerettet, glücklich gemacht.

Auch sie hassen ihn nun, ignorieren ihn, da er an ihnen vorübergeht. Wollen sich nicht einmal etwas zurückgeben

lassen, das sie ihm geliehen hatten, — lieber Schaden, als mit einem Zuhälter etwas zu tun zu haben. Beschimpfen seine Mutter.

Und heute war Jarda ja hergekommen, nicht mehr um die Mädels für paar Minuten mit splendiden Herren zusammenzubringen, sondern um sie zu bewegen, sich von Mani Busch für ewig irgend wohin in ein galizisches Soldatenbordell verkuppeln zu lassen. Heute wollte Jarda nicht aus Selbstlosigkeit, nicht aus Mitleid, nicht zum Spaß, — sondern um zwanzig, dreißig Kronen zu verdienen — —

Wie würde es auf der Insel gegen ihn gären, wenn man das wüßte. Man hätte wohl ihn, die Mutter und den Vater erschlagen.

Jarda hätte auch die Macht nicht mehr, keinen Einfluß auf ein Mädchen. Er ist hier der erste gewesen, jetzt ist er der letzte.

Frau Chrapot ist noch lange nicht fertig mit ihren Berichten: »Die Dvorakischen wohnen auch nicht mehr auf der Insel Kampa. Die mußten fort. Die hatten erst recht Krawalle. Der Kaufmann hat ihnen nicht verkaufen wollen. In Holleschowitz wohnen sie, glaub' ich, jetzt.«

So, die Dvorakischen wohnen auch nicht mehr hier. Jarda stiert durch das Fenster aufs Wasser hinaus. Das ist ein Floß, nicht? Er kann es nicht genau unterscheiden, über seinen Augen sind matte Schleier gehängt. Oder es lagert so dichter Nebel über der Moldau. Es kann kein

Floß sein, heute ist Sonntag, da fährt man nicht aus dem Floßhafen ab. Es könnten höchstens Böhmerwald-Flößer sein, die machen keinen Halt auf ihrer Tour. Ein merkwürdiges Floß. Es sieht so aus, als ob Häuser darauf wären, kleine, mörtellose Häuser, und eine Mühle und eine Allee mit Lindenlaub. Das ist ja die Insel Kampa. Die Flößer haben ihn gesehen und hastig bohren sie die Staaken in den Flußgrund. Sie wollen nur fort von ihm, möglichst rasch. Herrgott, sie fahren zu schnell. Sie werden jetzt an den Prellbock bei der Altstädter Schleuse auffahren und zerschellen. Nein, sie zerschellen nicht. Sie sausen durch die Schleuse und Jarda sieht sie nicht mehr. Die fahren jetzt ruhig weiter, aber Jarda sieht sie nicht mehr, fort ist die Insel Kampa . . . Unsinn. Es war ein ganz gewöhnliches Floß. Und die Flößer haben ihn natürlich gar nicht erkannt. Alles Einbildung.

Dem Jarda fällt die kleine Luise Hejl ein. Sie hat sich ein Gesundheitsbüchel von der Sittenpolizei ausstellen lassen, aber sie ist ein braves Mädels. Die einzige, die er je gerne gehabt hat. Plötzlich weiß er es. Ja, er hat sie gerne gehabt.

»Kommt die Luise Hejl manchmal auf die Kampa?«, fragt er die Mutter.

»Die ist Straßenmädels. Neulich war sie hier. Da hatte sie ihr Zuhälter so heftig mit dem Kleiderstock geschlagen, daß er ihr die Nase entzwei gebrochen hat. Ganz blutig und geschwollen und weinend ist sie nach

Hause gekommen, aber die alte Hejl hat sie hinausgewiesen. ›Eine Dirne darf mir nicht in die Wohnung, hat sie noch geschrieen, als die Luise schon längst weg war.«

Da wird in Jarda ein Gefühl, als ob in seine Augen Blut ströme. Nur zweimal in seinem Leben hatte er sich um einer Frau willen gegrämt. Das erste Mal, als Betka in das Hotel ging und er sich unten am Wasser vor Schmerz erbrach. Aber damals war er ein Kind gewesen, er hatte sich bloß aus verletzter Eitelkeit gekränkt und vor etwas Unbekanntem geekelt. Das zweite Mal war es, als Luise erhitzt, mit schweren Atemzügen zu den Kellnerburschen kam, weil es Jarda so gewollt hatte. Damals war sie schön gewesen und hatte ihm so brennend leid getan. Er hatte die Burschen, denen er sie zugeführt hatte, um sie beneidet. Warum hatte er sie also nicht von ihr losgerissen? Aus Großmannssucht, um zu zeigen, was er verschenken könne? Auch. Aber vor allem: ihm hatte die Entschlußkraft gemangelt.

Sie war so hübsch, so einfach, die kleine Luise Hejl. Nein, sie sah der Wärterin Angela im Spital doch nicht ähnlich. Die Luise hatte ein viel netteres Aussehen, ganz unschuldig. Sie trug eine so liebe Frisur. Die Luise paßte wirklich nicht zur Straßendirne. Jetzt steht sie beim Pulverturm mit den schlampigen Frauenzimmern herum, die von allen Passanten verhöhnt werden. Wenn Jarda spät nachts mit seinen Kollegen aus dem ›Hotel



Budapest« gegangen war, hatten sie auch die Weiber irgendwie geuzt. Dort geht jetzt also auch die Luise Hejl umher, und das Geld, das sie verdient, darf sie nicht mehr nach Hause tragen. Das kriegt ihr Zuhälter. Ein roher Kerl, der den Kleiderstock gegen sie wirft und ihr das Nasenbein zerschlägt. Die arme, liebe, hübsche Luise! Er möchte seine Hände auf ihre Haarsträhnen schmiegen und die kleine Luise sanft an sich ziehen, für immer. Es geht nicht mehr, es ist alles vorbei.

In ihm wird eine Liebe geboren, in dem Augenblick, da sie stirbt. Noch immer ist es ihm, als ob in seinen Augen Blut wäre. Frau Chrapot spricht noch von den Zuständen auf der Insel, eben hält sie bei den Schikanen, die die Dvoraks zu erdulden hatten, bevor sie übersiedelten.

»Und du? Was wirst du jetzt anfangen?« Jarda schreckt auf: »Ich habe etwas in Aussicht.« —»Für wann?« forscht die Flößerfrau eindringlich. Sie mag es nicht haben, daß ihr Sohn zu Hause umherlungere, sie wieder von Tag zu Tag verträste.

»Für morgen schon.« Er lügt. Aber nur jetzt keine Beschimpfungen, Mahnungen, Drohungen. Eben schwamm ihm ja die Insel Kampa davon. Für immer. Und die Liebe starb.

»Was hast du für eine Stellung in Aussicht?« — »Das werde ich dir erst morgen sagen.«

Was soll er nun wirklich anfangen? Er weiß es nicht.

Im Spital hatte er sich mit einer lohnenden Anstellung bei Mani Busch vertröstet. Damit ist es nichts. Für lumpige paar Kronen den Mädchen aufzulauern, sie zu betrügen und zu vernichten, und selbst in der schmierigen Luft des Cafés Brasilien amtieren zu müssen.

Ins Hotel ›Stadt Budapest‹ zurück will er nicht, zu seinen sauberen Kollegen, die sich die ganzen Wochen nicht an ihn erinnert, ihm nicht einmal eine Ansichtskarte aus Selz ins Spital gesandt haben, trotzdem er ihnen ein so treuer Kumpan gewesen war. Sie hatten sich einfach gefürchtet, es könnte zutage treten, daß sie mit einem polizeibekanntem Kuppler in Beziehung seien. Man würde ihn auch gar nicht mehr annehmen, man wußte ja, daß die Polizei ihn geholt hatte, daß er angesteckt ins Spital gebracht worden war.

Und von neuem anfangen, als Kellner, das geht auch nicht. Er hat nicht einmal einen Frack mehr, und die paar Kronen, die er verdienen würde, müßte er ganz auf Abzahlung für einen solchen verwenden. Dabei könnte es jeden Tag zutage treten, daß er auf der Polizei photographiert, registriert und bestraft sei und daß er Syphilis habe.

Und wenn die Betka aus dem Arbeitshaus kommt, wird sie wollen, ich soll ihr wieder den Zuhälter machen. Sie wird sagen: »Du hast mich bewogen, aus dem Elternhaus fortzuziehen, hast mich ins Café Rokoko gebracht, mit mir die Wohnung gemietet, mir aufgetragen, daß ich

meine Freundinnen von der Insel holen und mir Herren einladen soll. Ich habe dich nicht in die Affäre hineingezogen, trotzdem ich ins Kriminal gekommen bin und ins Arbeitshaus — und nun willst du dich nicht mehr um mich kümmern?«

Darauf könnte Jarda wirklich nicht antworten. Am besten, wenn er wegfahren würde, nach Wien, nach Dresden, nach Berlin. Irgendwohin. Er spricht ja deutsch, die Welt steht ihm offen.

Aber woher das Geld nehmen zur Reise, zum Aufenthalt, bevor man eine Stellung findet!

Der alte Duschnitz, dieser geizige Schuft, wie er ihn hinausgeworfen hat! Eigentlich müßte ihm Jarda etwas wegnehmen. Im Notfalle — mit — Gewalt . . .? Verdienen würde er es zehnmal, dieser Schuft. Mit — Gewalt . . .? Warum nicht! Gibt es denn nur in den Kriminalgeschichten gescheite Kerle? Sogar diesem Raskolnikow ist es ganz spielend geglückt, die zwei Weiber zu erschlagen, zu berauben und zu entfliehen, trotzdem gerade zwei Besucher kamen, während er in der Wohnung war. Und zum Herrn Duschnitz kommt kein Besucher. Und wenn man selbst den Jarda erwischen würde? Was hat er zu verlieren! Krank ist er, unheilbar krank, photographiert, unheilbar photographiert. Und er hat doch immer selbst gewünscht, vor Gericht zu stehen und den Herren zu sagen, man habe ihn verseucht, verhaftet, eingesperrt, geächtet. Obwohl er nie etwas

Schlechtes getan, allen Leuten nur Gutes. Was bleibt ihm übrig als ein solcher Entschluß! Und den Burschen hier von der Insel Kampa, die ihn heute ignoriert und mit dem Zuhälterlied gehöhnt haben, denen würde er schon imponieren. Wie haben die ihm zugehört, wenn er ihnen erzählte, was in den Malikschen Heften stand, wie haben alle begeistert die Taten des erdichteten Mörders durchgesprochen! Ja, ein Mörder ist doch etwas anderes, als ein Zuhälter. Das habt ihr dem Jaroslaw Chrapot nicht zugetraut, was?

Ach was, gar nichts wird er machen, niemandem würde er imponieren. Er kennt sich doch. Er ist ja noch viel feiger als der Raskolnikow. Er schwatzt nur und tut gar nichts. Warum hat er heute früh nicht dem Burschen ein paar Ohrfeigen gegeben, der das Zuhälter-Lied gepfiffen hat! Der kleine Kerl im Café Brasilien, viel kleiner war er als Jarda, der ist gleich auf den Mann zugesprungen, der den Kragen gelüpfert hatte. Das ist doch ein Mensch! Den Jarda aber hat er im Café Brasilien nur angewidert. »Ein Raufbold«. So wie ihn gestern der Bursch angewidert hatte, der mit seinem Mädels in den Ziska-Anlagen zärtlich tat. Warum? Das sind Menschen, die Gefühle und Absichten haben und sie zum Ausdruck bringen. Jarda hat auch Gefühle, hat auch Absichten, aber er kann sie nur durchdenken, nur mit sich selbst besprechen.

Na ja, eine solche Sache läßt sich doch nicht übers

Knie brechen. Das muß überlegt sein, ein Plan gemacht, sorgfältig durchdacht, das ist doch keine Kleinigkeit.

Jarda lacht sich selbst ironisch ins Gesicht. Er hatte es ja gewußt: Plan machen, überlegen, sorgfältig durchdenken, wieder einen Plan und wieder überlegen. Ja. Darin ist er groß. Aber etwas auszuführen? Zur Tat kommt es nicht. Das war auch ein solcher Plan gewesen, dem Jungen, der ihm früh mit dem Zuhälter-Lied gehöhnt hatte, einen Hieb zu geben. Und was hat Jarda getan? Einen albernen Zuruf.

Plan. Wozu ein Plan? Herr Duschnitz ist allein in seinem Zimmer. Die Küche, in der die Wirtschafterin wohnt, liegt auf der anderen Seite der Pawlatsche. Links von der Türe steht das Bett und daneben das Nachttischchen. Im Nachttischchen sind die Kassenschlüssel, das weiß Jarda noch aus seiner Kinderzeit her. Seine Augen hatten ja schon damals gierig den fremden Herrn verfolgt, als er vom Fenster zum Nachttischchen gegangen war, die Schlüssel herausgenommen und dann die Kassa geöffnet hatte, um dieser die Uhr zu entnehmen. Rechts steht die Kassa. Durchs Fenster kann man auf die Straße hinausklettern. Die Wohnung liegt ja im ersten Stock ganz niedrig, lauter Zieraten sind über dem Portal und unter den Fenstern und — wenn sich Jarda recht entsinnt — auch große Firmenschilder. An denen kann man sich leicht hinunterlassen. Die Rittergasse ist ja bei Nacht ganz

menschenleer. Es ist leichter hinauszukommen, als hinein. Ach was, er wird einfach in das Haus hineingehen und sich auf dem Boden oder auf der Pawlatsche verstecken, bis abends das Tor versperrt wird und Herr Duschnitz zu Bett gegangen ist. Dann kann man von der Loggia aus in die Wohnung kriechen. Ein richtiges Versteck wird er schon ausfindig machen. Wenn ihm jemand im Hause begegnet, wird er einfach sagen, er gehe zu Herrn Duschnitz, er sei ein alter Bekannter: »Sagen Sie Herrn Duschnitz nur, der Jaroslaw Chrapot von der Insel Kampa möchte ihn dringend sprechen.« Herr Duschnitz wird schon bestätigen, daß er Jarda kenne. Freilich, vorlassen wird er ihn nicht mehr.

Was aber, wenn der alte Duschnitz aufwacht, während Jarda die Schublade des Nachttischchens öffnet und die Schlüssel hinausnimmt? Er muß nicht aufwachen. Jarda wird in seinem Versteck Filzpantoffel anziehen, die er im Krankenhaus getragen hat, da kann ihn niemand hören, wenn er durch das Fenster steigt und über das Parkett schleicht. Na, solche Leute haben einen dünnen Schlaf. Er macht ja gar nichts während des ganzen Tages, er sitzt im Schlafrock beim Fenster, da kann er nachts nicht müde sein, kann nicht fest schlafen. Hm, das ist zu bedenken.

Was ist da zu bedenken! Natürlich, schon hat Jarda gehofft, mit einem gewöhnlichen Diebstahl davonzukommen. Hatte er sich nicht fest vorgenommen:

mit — Gewalt? Imponieren hat er der Insel Kampa wollen. Und jetzt fängt er schon an, zu bremsen, zu vermindern. Bald wird von der ganzen Absicht nichts mehr übrig sein.

Es ist doch besser, der Alte erwacht, solange Jarda noch beim Nachtkastel steht. Da kann er ihn gleich still machen, bevor er noch um Hilfe schreit. Wenn Herr Duschnitz erst erwacht, wenn sich Jarda an der Kassa zu schaffen macht, dann ist es schon viel schwieriger — bevor Jarda bemerkt, daß er aufgewacht ist und auf ihn zuspringen will, kann er schon das ganze Haus alarmiert haben. Am besten wäre freilich, wenn er überhaupt nicht aufwachen würde. Ja. So muß man es machen. Während er schläft . . .

Die Holzhacke vom Vater könnte er gleich mitnehmen, die befestigt man mit einer Schlinge unter dem Rock. Ein Messer wäre eigentlich besser. Eine Hacke ist zu schwer, sie hindert beim Kriechen, für starke, rohe Leute ist so etwas, die wuchtig darauf losschlagen können; auch spritzt das Blut bei einem Beilhieb zu weit umher. Blutflecken würden einen schnell verraten. Gegen einen schlafenden Menschen genügt ein Messer; das stößt man ihm einfach in den Hals.

Und mit dem nächsten Zug fährt man weg. Gleichgültig wohin. Man hat ja Geld und spricht deutsch.

Die Mutter hat scharfe Küchenmesser genug. Nicht einmal sie würde gleich bemerken, daß ihr eins fehlt. Und

wie sich das bequem in die Tasche stecken läßt.

Jarda muß lachen. Da trägt er schon das Messer im Rock, als ob er wirklich einen Mord begehen werde. Natürlich werde er gar nichts tun, er schwatze ja nur. Aber es regt so angenehm an, einen solchen Plan auch nur durchzudenken, das Herz klopft vor Aufregung. — Es ist doch etwas anderes, als bloß Kriminalgeschichten zu lesen.

Wenn ihr wüßtet, was ich vorhabe, denkt er, da er — die Arme in die Hosentaschen geschraubt — an unwillig schauenden Leuten vorbei, über die Insel Kampa schlenkert, selbst das Zuhälter-Lied pfeifend.



## Siebzehntes Kapitel

Jarda denkt nach, wie er die Zeit bis zum Abend zubringen könnte. Er hat niemanden, den er besuchen könnte, den er besuchen möchte. Nur nach Luise Hejl ist ihm bange, direkt bange. Aber er weiß nicht, wo sie wohnt. Die Emmy Dvorak wird sicher ihre Adresse wissen. Also geht er auf die Walstatt zu Emmy Dvorak, die noch zu Bett liegt. Sie steht immer erst abends auf. »Na also, haben sie dich schon herausgelassen,« empfängt sie ihn, sich mit dem Mittelfinger die Reste des Schlafes aus den Augwinkeln reibend.

Jarda kommt nur fragen, ob sie keine Nachrichten von der Betka habe. Nein, sie habe keine Nachrichten von der Betka. Eines schönen Tages wird halt die Betka da sein.

»Deine Leute sind von der Kampa übersiedelt? Nach Holleschowitz, hör' ich.«

»Ja, ich war einmal bei ihnen. Aber ich gehe nicht mehr hin. Die schimpfen doch nur und wollen noch Geld dafür.«

»Was macht die Luise Hejl?«

»Was soll sie machen? Auf den Strich geht sie.«

»Weißt du nicht, wo sie wohnt?« Jarda wirft das so hin. Als ob die Frage nicht der Zweck seines Besuches wäre.

»Ja, irgendwo in der Tuchmachergasse mit ihrem Schamster.«

»Weißt du ihre Adresse nicht?«

»Nein, die Hausnummer weiß ich nicht.« Emmys Mißtrauen ist wach geworden. »Weshalb willst du denn die Adresse wissen?«

»Gott, ich möcht' sie ganz gerne sprechen. Sie tut mir so leid. Ihr Lude soll ihr ja die ganze Nase zerschlagen haben, und zu Hause hat ihre Mutter sie hinausgeworfen.«

»Es ist nicht so arg mit der zerschlagenen Nase, er hat sie halt anständig verprügelt. Wenn du die Luise treffen willst, sie kommt immer um neun Uhr abends ins Café Pistalka in der Korngasse. So gegen Mitternacht findest du sie dann beim Pulverturm. Aber nimm dich in acht: Eines schönen Tages wird die Betka Knall und Fall aus Kostenblatt hier sein!«

Sie dreht sich um und räkelt sich zum Weiterschlafen.

Zu beiden Seiten der aus bunten Glasquadraten gefügten Türe des Café Pistalka werfen zwei violette Lampenkugeln Lichtstreifen über die Fahrbahn der Korngasse auf das jenseitige Trottoir, wo Jarda abends im Schatten steht und auf die Luise wartet.

Es sind um diese Zeit nur Kellner und Straßenmädchen, die in das Café kommen. Die meisten von der Torgasse her, wo sie aus der Elektrischen ausgestiegen sind. Ein Kellner kommt in der Droschke

an. Der Wagen bleibt vor dem Café stehen, bis der Kellner wieder herauskommt und dem befreundeten Kutscher aus einer Flasche Cognak zwei Gläschen als Gegengefälligkeit einschenkt. Der Wagen verstellt dem Jarda die Aussicht in den Eingang, und er muß sich mehr zur Seite begeben, um die glasbunte Tür im Auge behalten zu können. Mädchen huscheln die Straße hinunter. Die meisten einzeln, seltener sind sie zu zweit; das sind arme Geschöpfe, die zusammen wohnen, weil sie allein nicht die Miete aufbringen. Sie können daher auch keine Gäste zu sich nach Hause nehmen und kriegen nur kleinere Taten. (Der Herr hat ja noch die Miete für ein Stundenzimmer im Hotel auszulegen.) Manche der Mädchen trippeln schnell die Straße hinunter, manche gehen langsam mit weit ausladenden Schritten, an denen Jarda virile Neigungen erkennt. Viele haben kurze, knöchelfreie Röcke. Die meisten schlenkern mit den Hüften, haben geschnürte Tailen und unglaublich große Busen, so daß die Linie ihres Körpers ein S ist. Bevor sie die Caféhaustüre aufschieben, wirft das violette Reklamelicht einen Reflex über die weißgepuderten Wangen und gibt ihnen einen unheimlichen, gespenstischen Glanz. Manche streichen sich noch das Haar zurecht, fahren mit der Puderquaste, mit dem Puderpapier über das Gesicht, glätten mit einer Handbewegung das Kleid oder richten ihren Hut, bevor sie die Tür öffnen. Eine schneuzt sich auch schnell. Eine

andere kommt mit mühseligem Hinken. Jarda kennt sie, es ist die Policajtka. Man nennt sie so, weil ein Bubentscher Polizist lange ihr Maquereau war. Sie ist einmal aus dem Hotelfenster auf die Straße gesprungen, als die Polizei sie wegen eines Diebstahls holen kam, und hat sich beide Füße gebrochen.

Dort kommt die Luise. Nein, sie ist es nicht. Das Warten, die Befürchtung sie nicht zu erkennen, hat Jaroslaws Augen und Gedanken schon so sehr mit dem Bild der Erwarteten angefüllt, daß er sie in irgend einer andern zu sehen glaubt.

Sie wird nicht kommen, gerade heute nicht kommen, befürchtet Jarda. Und jetzt ist es etwa halb zehn Uhr und viel zu spät, um in die Rittergasse zu gehen und sich in das Duschnitz'sche Haus einschließen zu lassen. So habe ich — versucht er sich zu sagen — um ihretwegen meine Absicht aufzugeben und nun kommt sie gar nicht. Blödsinn! Ausreden! Ich hatte ja gar nicht die Absicht. Sonst würde ich hier nicht auf die Luise warten. Wozu durchaus kein Grund vorliegt.

Ein Wort des Pepiks aus dem Spital schlüpft über seine Gedanken: »Manchmal dankt mir eines der Mädels gar nicht mehr auf meinen Gruß.« Oder so ähnlich. Vielleicht wird auch die Luise . . . Na, eigentlich hätte sie allen Grund. Aber, er kann es nicht ausdenken, daß die kleine Luise sich hochfahrend von ihm abwenden sollte.

Jarda schämt sich seiner Befürchtung, schämt sich, daß

er hier überhaupt im Schatten steht, und auf ein dummes Ding wartet, das einmal seine Sklavin war.

Dort kommen wieder zwei Mädeln. Sie sind dick. Hinter ihnen wieder eine. Und dann: Jarda spürt, wie sein Atem Hemmungen bekommt.

Er geht ein Stück in die Fahrbahn, dann ruft er: »Luise.« Sie kommt dem, der sie anruft, vom Bürgersteig zaghaft, neugierig entgegen.

». . . dich Gott, Luise,« begrüßt er sie.

». . . dich Gott, Jarda.« Sie sagt es langsam, mit einem milden Staunen und streckt ihm die Hand hin. Sie ist etwas befangen durch das Unerwartete der Begegnung. Aber da sie spürt, daß er ihr warm die Hand drückt, wird sie wach, und sie streift sein Gesicht mit zärtlicher Neugier. »Wie geht es dir? Bist du schon draußen?«

Sein Kopf bejaht. Er freut sich, daß sie mit ihm spricht, daß sie ihm noch keinen Vorwurf gemacht hat.

»Wie kommst du hierher?«

»Ich wollte dich sprechen, Luise, ich fahre morgen fort.«

»Willst du etwas von mir?«

»Nein, ich wollte dich nur ein bisserl sprechen.«

Da erhebt die kleine Luise wieder so knapp, so unfreiwillig den Kopf, wie damals, als Jaroslaw sie zum ersten Male zu sich gerufen hat. Als ob sie dem lieben Gott danken wollte. Und über Jarda kommt ein ungeheures, wehmütiges Glücklichein und schwillt in

ihm empor und füllt sein ganzes Wesen. Die Kampa ist nicht fortgeschwommen.

»Du willst . . .« Sie unterbricht sich und stellt eine andere Frage: »Die Betka ist noch in Kostenblatt, nicht?«

»Ja.«

»Und schreibt ihr einander?«

Am raschen Ton der Frage merkt Jarda, weshalb sie gestellt ist. »Ach, was, ich pfeife auf sie und sie auf mich.«

»Du willst . . .« — jetzt erst vollendet sie die Frage von vorhin, — »du willst mit mir gehen?«

Über Jardas Rücken- und Kopfhaut rieselt das Glück mit starkem Schauer. Soviel hatte er nicht erwartet, soviel nicht erhofft. Er sucht ihre Hand und drückt sie bewegt. Luisens Augen danken mit Inbrunst für diesen Händedruck.

»So komm!« Sie, die kleine Luise ist es, die den Jarda auffordert. Und er geht neben ihr, er geht, er schleicht nicht mehr, wie er aus dem Gefangenhause, durch den Zizkapark, in das Café Brasilien, auf die Insel Kampa und hierher in das wartende Dunkel geschlichen war. Aber auch so geht er nicht, wie die Kellner aus ›Stadt Budapest‹ nach Zuhälterart neben ihren Mädchen gegangen waren: die Hände in die Taschen des offenen Paletots gesteckt und doch die Arme auseinandergespreizt, daß die Frauen neben ihnen ein Nichts waren.

Sie lädt ihn ein, trotzdem sie weiß, daß er eben aus dem Spital kommt. Er erinnert sich, daß er vielleicht noch krank ist, daß er die Kleine . . . Furchtsam scheucht er den Gedanken von sich, er hat Angst um dieses Beisammensein mit dem einzigen Menschen zu kommen, den er noch hat. Er ist ja, betont er sich ausdrücklich, als geheilt entlassen.

Verstohlen schaut er seine Begleiterin von der Seite an. Sie sieht wirklich noch so unschuldig aus, trotzdem sie eine große Frisur hat, und Puder über der Mundfalte und ein Gesundheitsbüchel im Täschchen.

Während sie die Stiegen zu ihrem Zimmer hinaufsteigen und die Lust heiß aus seinem Munde geht, fällt ihm ein Kontrast ein: zwischen seinen Stimmungen von heute morgen und denen des Jetzt.

Die Falten des weißen Polsters scheinen aus dem Kopf der kleinen Luise zu strömen, wie die Strahlen einer Gloriole. Wie bei einer Madonna aus dem Medaillon. Er muß sie küssen, er hat nie geküßt und drückt nun mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit seinen Mund auf ihre Stirn, auf ihre Wangen, auf ihren Hals und auf ihren Mund.

»Du hast einen Burschen?« erinnert er sich plötzlich.

»Ja, ich wohne mit ihm. Emil heißt er.«

»Was ist der?« «

»Er war früher Ingenieur, aber ohne Prüfungen.«

»Und was macht er jetzt?«

»Er sucht sich eine Stellung, aber der Statthalter hat ihm gesagt, jetzt ist nichts frei. Er wird ihm sagen lassen, wenn etwas frei wird.«

»Wo ist er bei Nacht?«

»Er sitzt im Chantant oder in irgend einem Café bis früh.«

»Und du hast ihn gerne?«

»Er muß doch bei Nacht wegbleiben, damit ich mir Gäste herbringen kann.«

»Ja, natürlich. Aber hast du ihn gerne?«

»Ja, weißt du, der Emil ist ein sehr gebildeter Mensch, er hat schon die ganze Welt gesehen. Er war in Budweis und in Nachod und noch irgendwo. Ich weiß gar nicht, wo er schon überall war.«

»Aber er haut dich doch?«

»Weißt du, ich verdiene es auch manchmal. Ich bin ein großes Luder. Neulich hat mich so ein Studentchen im Hippodrom gebeten, ich soll ihn mitnehmen, trotzdem er kein Geld hat. Da habe ich ihn eben mitgenommen — weißt du, er hat mich so gebettelt. Sonst hätte ich es bestimmt nicht getan, das darfst du mir schon glauben. Und weil ich mit dem Studenten die ganze Nacht beisammen war, hat mich der Emil halt geprügelt. Was hätte er denn tun sollen? Du darfst nicht glauben, daß der Emil ein roher Mensch ist. Aber was hätte er anders machen sollen als mich hauen?«

Du dummes, liebes, dummes Tier. Jarda, der gestern



im Zizkapark den küssenden Burschen verachtete, muß sie küssen, immer wieder küssen.

»Da wirst du morgen auch Prügel bekommen, weil du mit mir warst und kein Geld bekommen hast?«

»Ja, wenn du bis früh bei mir bleiben willst, dann kann ich ihm kein Geld geben und kriege früh Schläge.«

»Du kannst ja sagen, daß du mit einem fremden Mann warst, und wie du eingeschlafen bist, sei er weggegangen ohne dich zu bezahlen.«

»Das geht nicht. Der Emil will, ich soll mir immer vorher das Geld geben lassen.«

»So kannst du ja sagen, der Mann habe dir fünf Kronen gegeben, und während du eingeschlafen warst, habe er dir das Geld wieder aus der Handtasche genommen und sei fortgegangen.«

»Ja, ja, das geht. Das ist ein guter Einfall.«  
Bewundernd blickt sie ihren Bettgenossen an, der so ungeheuer gescheit ist.

»Hast du mich gerne, Luise?«

Sie nickt eifrig.

»Hast du mich lieber als den Emil?«

Drei Sekunden Nachdenkens. »Ja.«

Sachlich. Und zur Begründung hinzugefügt: »Ich kenne dich ja auch viel länger.«

»Schau, Luise, möchtest du nicht lieber mit mir zusammen wohnen?«

Sie nickt ganz glücklich. Aber da fällt ihr ein, daß sie

den Jarda gar nicht allein haben könne: »Du meinst, bis die Betka herauskommt?« In ihrem Ton ist gesagt, daß sie auch zur bloßen Stellvertretung gern bereit wäre.

»Nein, für immer.«

»Aber wenn die Betka aus Kostenblatt kommt?«

»Dann werfe ich sie hinaus. Was geht sie mich an? Sie ist doch an meinem ganzen Unglück schuld.«

Die Luise denkt angestrengt nach, welche Umstände noch ein solches Übermaß von Glück unmöglich machen müssen. »Der Emil wird mich totschiagen,« erinnert sie sich endlich.

»Wenn ich ihn nicht vorher totschiage,« brüstet sich Jarda. Aber er sieht selbst ein, daß es viele große Hindernisse geben würde. In Prag kann seines Bleibens nicht sein.

»Möchtest du mit fortfahren, Luise? Nach Wien?«

»O ja. Die rote Libuscha ist auch in Wien und verdient dort viel Geld. Vor vierzehn Tagen war sie hier, da hat sie einen Fuchspelzkragen gehabt und einen Astrachanmuff und ein silbernes Handtäschchen und sie hat auch nicht deutsch gekonnt, als sie weggefahren ist. O ja, ich möchte gleich nach Wien. Ich würde mir meine Changeantbluse einpacken, dann die blaue Moirébluse und den Pepitarock und meine schottische Mütze. Dem Emil würde ich gar nichts sagen, daß ich wegreise.« Sie kichert. Das dünkt ihr eine unendlich raffinierte Idee, ihrem Zuhälter gar nicht erst anzukündigen, daß sie von ihm flüchten wolle.

»Wann fahren wir, Jarda?«

»Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen.«

»Hast du eine Anstellung in Wien?«

»Nein, ich werde mir eine suchen.«

»Das macht nichts. Ich werde schon für uns beide verdienen, bis du eine Stellung findest. Eine Neue verdient immer mehr als die Alten. Die rote Libuscha hat gesagt, in Wien haben die Straßenmädel mehr Schmuck als die Erzherzoginnen.«

Der kleinen Luise kommt das gar nicht als Opfer vor, daß sie auf die Straße gehen werde, um ihren Geliebten zu ernähren, das scheint ihr ganz selbstverständlich. Aber davon will Jarda nichts mehr wissen, davon hat er genug. Er würde keine ruhige Sekunde haben und müßte immerfort schauernd daran denken, daß ein anderer dies keusche Gesicht an sich ziehe, daß ein anderer an ihr seine Leidenschaften stille. Er will kein Zuhälter mehr sein.

Er sagt das dem Mädel. Er erklärt der Luise, daß er von diesem ganzen Leben von Dirnen und Zuhältern genug habe. Er spricht zu ihr und merkt, daß in ihre hellblauen Augen kein Verstehen dringt. Er spricht zu ihr, wie wenn man mit irgend einem lieben Haustier oder mit irgend einem leblosen Ding spricht. Eindringlich sagt er sich, zu ihr sprechend, daß er nie wirklich ein Zuhälter war. Daß ihn von Kindheit an das alles mit Ekel und Brechreiz erfüllt habe. Daß die Zuhälter kein schlimmeres Gewerbe

ausüben als hunderttausend andere Menschen. Aber daß er für dieses Geschäft nicht taugt, zu wenig rücksichtslos sei, viel zu fein empfindend . . .

»Ja, du warst immer ein feiner Junge, das ist wahr.« Luise möchte sich bemühen, ihm zu zeigen, daß sie seinen Darlegungen folge.

»Mein Engelchen, du wirst in Wien nicht mehr auf den Strich gehen, du wirst schön mit mir zusammen wohnen, wirst aufräumen und kochen und ich werde dir Geld für die Wirtschaft geben und, wenn ich aus der Arbeit nach Hause komme, werden wir uns küssen und gerne haben.«

Das versteht die Luise. In ihren hellblauen Augen ist jetzt eine unendliche Wärme des Glücks. Sie kann das alles gar nicht fassen, sie soll keine Dirne mehr sein und nicht mehr zum Polizeiarzt zur Visite gehen müssen und soll zu Hause bleiben dürfen und kochen und schlafen, wie die Ruzena Rec, die den Schuldiener Malik geheiratet hat. Kann es sein? Es kann doch nicht sein.

»Hast du denn so viel Geld?«

Die dumme Luise hat herausgefunden, woran es fehlt. Jarda taumelt von dem Gipfel, zu dem er hinaufgeschwärmt ist, und auf den er das kleine Mädels hinaufgezogen. Nein, er hat nicht so viel Geld. Er hat überhaupt kein Geld. Und wird es nie verdienen können. Er wird bestenfalls als Aushilfskellner Stellung finden. Davon kann kaum ein Mensch allein leben, geschweige denn zwei. Aber er muß das Geld haben, muß, muß, muß!

Und er weiß, wo er es zu holen hat. In ihm wird es hart und dumpf.

Luise Hejl wartet noch immer auf Beantwortung ihrer Frage.

»Ich habe das Geld, und wenn nicht — so werde ich es mir eben beschaffen. Ich werde zuerst nach Wien fahren und dir ins Café Pistalka schreiben, wann du mir nachkommen sollst. Ich werde dir genau aufschreiben, wann die Züge abgehen und von welchem Bahnhof, und wohin du mir telegraphieren sollst. Aber du darfst niemandem sagen, daß du zu mir kommst, oder überhaupt, daß du nach Wien fährst.«

»Der Wanda Jirasch möchte ich es gerne sagen, das ist meine beste Freundin.«

»Niemandem. Und du kommst zu mir, bis ich dir schreibe. Was du auch über mich hörst!«

»Was soll ich denn über dich hören?«

»Schwöre mir beim Leben deiner Mutter, daß du sofort zu mir kommen wirst, wenn ich dir geschrieben habe; was du auch von mir gehört haben magst.«

»Ich schwöre es beim Leben meiner Mutter.«

». . . Und meine Mutter soll eines qualvollen Todes sterben, wenn ich meinen Schwur nicht halte. Amen.«

Die kleine Luise Hejl, den Kopf in die Heiligenstrahlen des zerknitterten Polsters gebettet, Zeige- und Mittelfinger erhoben, spricht erschauernd die gräßliche Schwurformel Jardas nach.

Am Morgen küßt Jarda die Augen seiner ersten wirklichen Geliebten und muß gehen, muß einem Anderen Platz machen. Wie oft hat er das getan, aber nie war es wie heute.

O, über einen Tag vor der Tat! Da erwachen Zweifel, Aufregungen, lange Erwägungen, Befürchtungen, Angst. Und alle Überlegungen haben guten Grund. Je länger man sie im Kopf knetet, desto fester werden sie. Es ist wahr, eine solche Tat ist zu plump, zu unraffiniert, um glücken zu können. Ein Fenster klirrt, ein Glasschrank beginnt zu zittern, ein Hilferuf, oder im letzten Augenblick verliert man den Mut zum Stoß, und selbst wenn alles glücken würde und ein Toter liegt da, grünlich, verzerrt, blutig, so findet man schnell den Mörder, man faßt ihn, Hände umklammern seine Schultern, und der Ertappte kann zwanzig Jahr im Kerker sitzen, und auf der Kampa wird sich mancher brüsten, er hätte es geschickter angefangen. Hatte man ihn nicht festgenommen und gebrandmarkt, als er noch nichts verbrochen hatte, als er nur ein Opfer war, und nun soll er selbst ein Opfer suchen, ein Verbrechen begehen, dessen Gräßlichkeit er in allen Atemzügen fühlt? Lohnt eine solche Tat der Mühe, der Aufregung und des Einsatzes? Ist nicht für das verpfuschte Leben und den verseuchten Körper der Strick das beste?

Das beste? Nein, noch lange nicht das beste. Die Kampa ist nicht die ganze Welt und Prag auch nicht.

Wien ist auch nicht zu verachten. Der gute Emil wird in Prag große Augen machen und die Luise suchen. Da kann er lange suchen, bis er sie findet. Der Emil ist in Nachod gewesen und in Budweis, Jarda aber wird in Wien sein und im Prater spazieren gehen. Er wird vor allem suchen, im Theaterbüfett eine Anstellung zu finden, da ist nur abends zu tun, und man bedient schöne Frauen in großen Toiletten und bei Tag kann man spazieren gehen. Dazu braucht man einen eleganten Frack — das wird das erste sein, was er sich in Wien anschaffen wird. Den Rest des Geldes wird er sich aufheben, für besondere Fälle, zum Beispiel wenn die Luise ein Kind bekommen wird. Dann wird der Herr Duschnitz ein Großpapa sein. Aber er wird es nicht erleben. Er wird ja heute sterben.

Jetzt ist nicht viel Zeit zu verlieren, nachdenken kann man nachher. Vor allem muß man jetzt hinaufgehen, den Besuch machen, von dem niemand weiß.



Da ist das Haus. Das Tor ist offen. Die Treppe ist auch noch beleuchtet. Niemand hat mich gesehen. Im Zimmer wird es wohl schon dunkel sein. Hoffentlich. Jarda wiederholt in seinen Gedanken das Wort ›hoffentlich‹ so prägnant, daß sich seine Lippen bewegen. Er will sich das Gefühl einflößen, er wäre froh, wenn das Zimmer schon dunkel und bereit zur Tat wäre.

Links von der Türe steht das Bett und daneben das Nachttischchen und im Nachttischchen sind die Kassenschlüssel — das ist alles. Was mache ich, wenn es im Zimmer noch hell ist? Dann muß ich mich auf der Pawlatsche verstecken und warten.

Es ist noch Licht. Es ist eigentlich besser, da habe ich noch Zeit. Nur Ruhe, nur Ruhe.

Wo soll ich mich verstecken? Auf der Pawlatsche könnte man mich vom Hofe aus sehen. Es ist am besten, ich warte auf der Bodentreppe. Wie lange kann das dauern, eine halbe Stunde, eine Stunde? Nein, ich werde nicht mehr wankend werden. Ich nicht.

Der Alte liest wahrscheinlich noch. Inzwischen kann ich mich niedersetzen und eine Zigarette rauchen. Nein, da würde man das Licht sehen. Übrigens habe ich nicht einmal eine Zigarette.

»Wer ist da?«

Herrgott! Es ist die verdammte Haushälterin. Sie hat mich doch ins Haus gehen gehört. Nicht antworten!

»Wer ist da?«

Sie läßt nicht locker. Jetzt kommt sie über die Pawlatsche mit ihrer Lampe. Ich schlage ihr die Lampe einfach aus der Hand. Was nützt mir das? Sie würde Lärm schlagen.

Sie kommt gerade auf die Bodentüre zu. Gleich wird sie mich entdeckt haben. Was soll ich tun? Jetzt laufe ich weg, bevor sie mir ins Gesicht leuchtet und mich erkennt.



»Haltet den Dieb! Fangt ihn!«



Als früh der Brief von Karl Duschnitz ankam, lag Jaroslaw Chrapot leblos in der Flößerwohnung auf dem Tische, auf dem zwanzig Jahre vorher sein Vater gelegen hatte. Und man hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, den Erhängten ins Leben zurückzurufen.